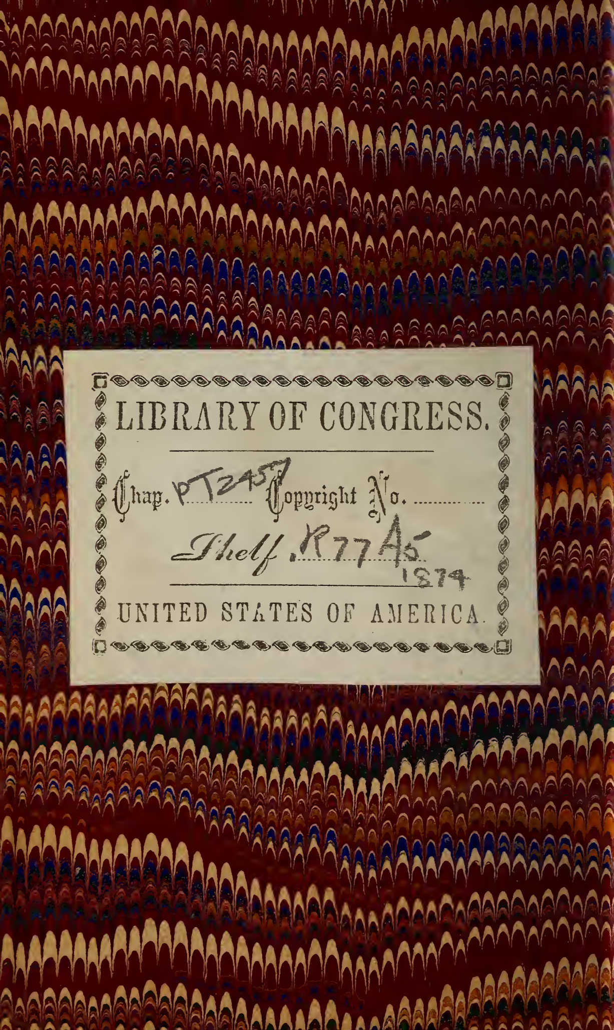
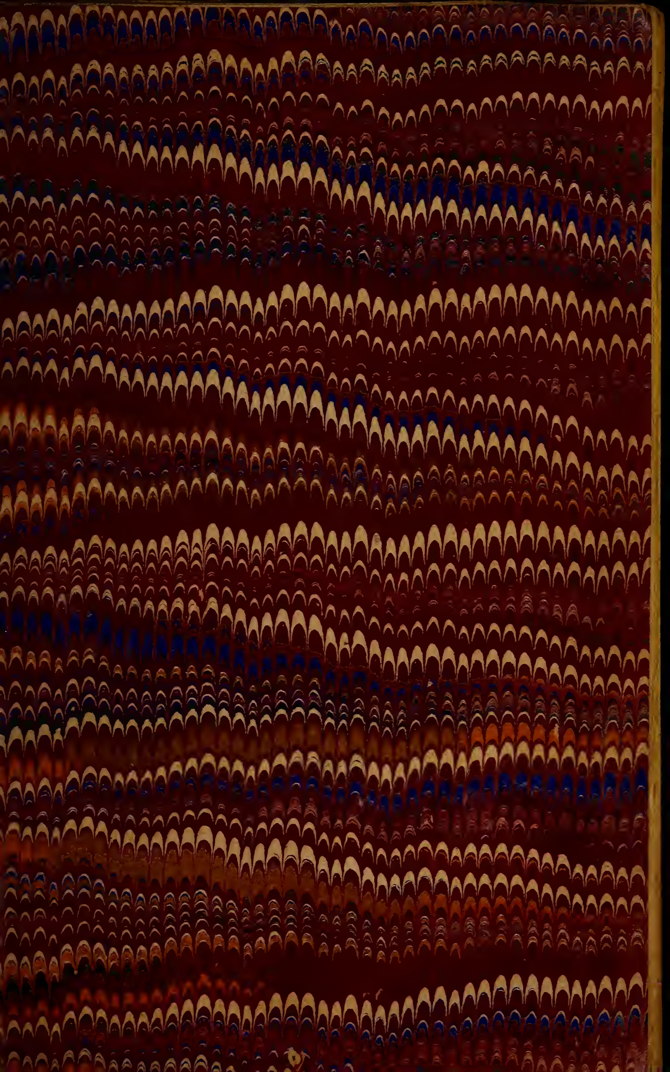
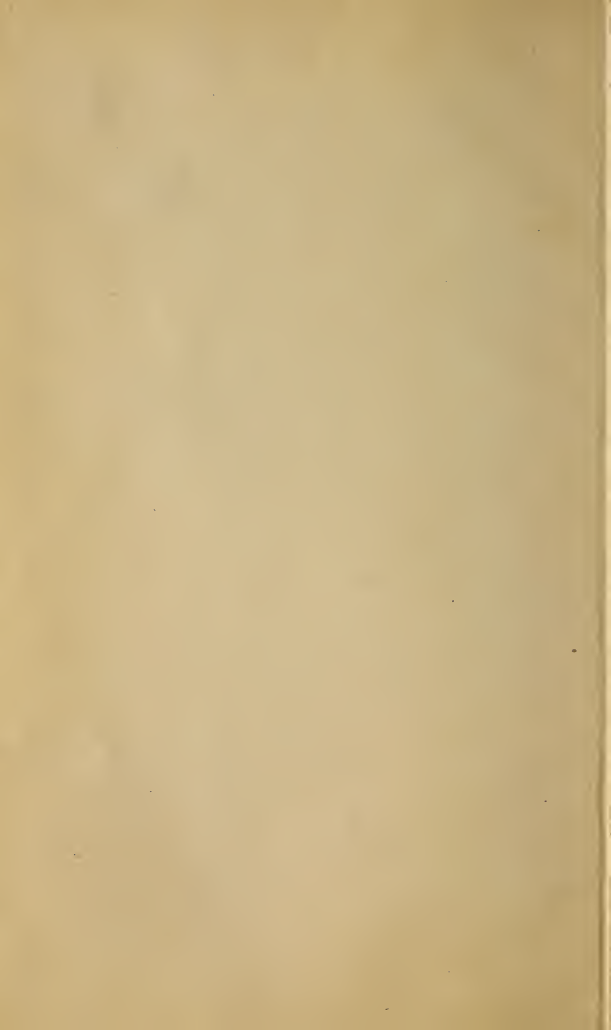

Chap
PT
2457
.R77A5
1874


LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. PT2457 Copyright No.
Shelf .R77A5
1874
UNITED STATES OF AMERICA.













Amalie

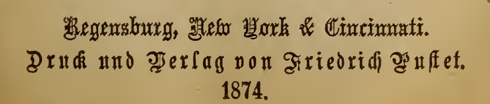
oder:

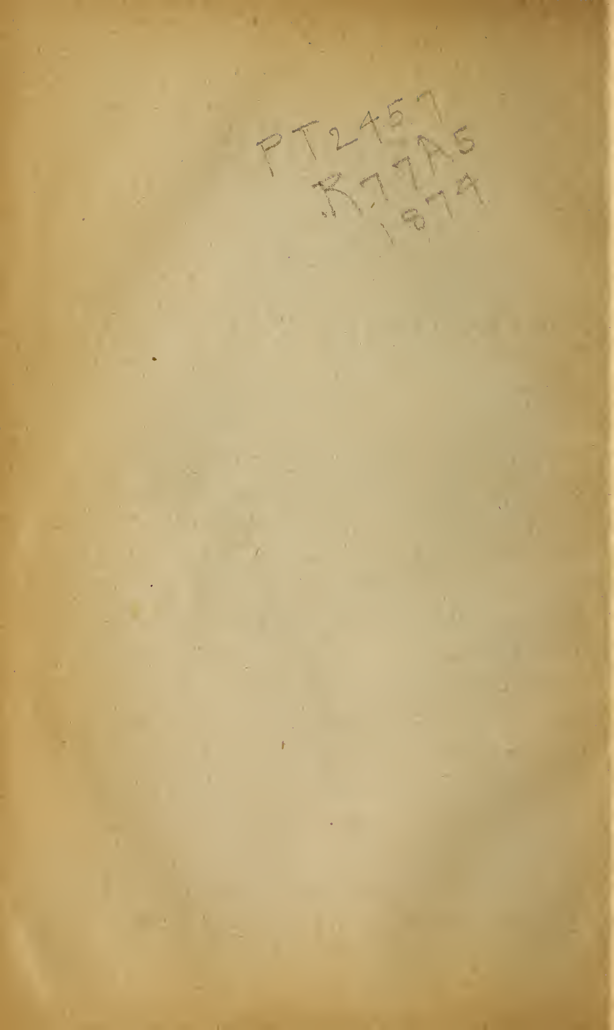
Treu bis in den Tod.

Ein Märtyrerbild aus dem Jura

von

Christian Römer.


Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1874.



1.

Der Himmel umwölkt sich.

Mild und freundlich strahlte die Nachmittagssonne durch halboffne Fensterläden in's hohe Zimmer hinein, zu dessen purpurgestreiften Tapeten die breiten Goldrahmen mehrerer Gemälde prächtig spielten. An einem feinpolirten Tische von Nußbaumholz saß Amalie Golden, die junge schöne Frau eines Handelsmannes. Sie strickte fleißig an einem Kräglein für ihren Herzkäfer, den kleinen Georg, der einige Schritte von ihr in einem schön gearbeiteten Bettlein schlief.

Schwere düstere Gedanken umwölkten die Stirne der edeln Frau und ein tiefer Seufzer unterbrach von Zeit zu Zeit das leise Selbstgespräch. Was mochte sie zu seufzen haben? Der rechtmäßige Pfarrer ihres Städtchens war wider alles Recht durch rohe Gewalt abgesetzt worden, weil er treu zu seinem Bischofe hielt. An seine Stelle wurde ein von der Kirche Abgefallener gewählt, der nun Alles in Bewegung setzte, um die treuen Gläubigen entweder ebenfalls zum Abfall zu verleiten, oder sie zu Grunde zu richten.

Heinrich Golden, ihr Mann, hatte sich nie stark mit der Religion befaßt, den hohen Werth derselben nie recht erkannt, kümmerte sich daher wenig darum

und zwar in dem Grade weniger, als sein Geschäft sich erweiterte und all sein Denken in Anspruch nahm. Doch besuchte er von Zeit zu Zeit den Gottesdienst, machte die Religion nie zum Gegenstand des Spottes, führte sein Geschäft tüchtig, war wohlthätig gegen die Armen und trotz seines aufbrausenden Wesens ein nobler Charakter.

So weit kannte ihn Amalie, als er ihr seine Hand zum ehelichen Bunde anbot und der Liebe — so hoffte die Jungfrau, werde es gelingen, das fast erloschene Feuer der hl. Religion in Goldens Herzen wieder anzufachen zur mächtigen Flamme. Die Liebe sieht ja den Himmel offen. Sie glaubt und hofft Alles. Dazu kam noch ein anderer Umstand und so knieten eines Morgens Heinrich und Amalie am Altar und der Priester segnete ihr hl. Versprechen, „also daß nichts anderes sie scheide, als der Tod."

Wenn nun der junge Mann seine geliebte Frau auch wie auf Händen trug und sie ein überaus glückliches Leben führten, so gingen doch die Erwartungen Amaliens, Heinrich werde wieder ein frommer Christ werden, nicht so schnell in Erfüllung.

Heinrich saß öfters und lange in den Gesellschaftslokalen; das war so eine Gewohnheit, die sich eben so leicht nicht ablegen ließ, namentlich wenn man noch den Vorwand hat, das Geschäft erfordere es, daß man öfters in's Wirthshaus gehe. Dort

las er schlechte Zeitungen, hörte er üble Reden. In den Wirthshäusern machen sich besonders die Commis und Schreiber breit und die wissen Alles so gut und können mit einer gewissen kühnen Sicherheit Unsinn und Lügen vortragen, daß, wenn Einer solche Herrn nicht kennt und nicht fest ist, er Alles glaubt, was sie vorbringen.

So ging's bei Heinrich, und dazu kam noch der Stolz, zu den Herrn vom obern Lädli zu gehören. Dazu kann man offenbar nur die gebildeten Leute rechnen und gebildet sind begreiflicherweise nur diejenigen, welche wenig oder nichts mehr glauben — je weniger, desto gebildeter! Daher war der berühmte Physiker Newton, der jedesmal beim Namen Jesu sein Käpplein zog, ein Ungebildeter; so war auch der berühmte Musiker Hayd'n, der alle Tage den Rosenkranz betete — ein Ungebildeter. —

Nun brach die unselige Empörung gegen die Kirche aus und auch Aarlingen steckte die Fahne des Aufruhrs gegen den hl. Vater auf. Giftiger als je zischten die zwei Lügenblätter des Städtleins und bespritzten mit ihrem eckelhaften Gifte Alles, was einem rechtschaffenen Menschen noch ehrwürdig und heilig ist! Ueberall wurde vom Papst und Bischof geredet, von Syllabus und Unfehlbarkeit, und je weniger Einer davon verstand, desto mehr redete er davon und je widersinniger Einer redete, desto mehr

glaubte ihm — die gebildete Welt. Wie es dem Pfarrer ging, haben wir schon gehört.

Zum innigsten Schmerz Amaliens schloß sich auch Heinrich den Altkatholiken an und nahm Theil an ihrem Gottesdienste.

Amalie kannte das Wort des hl. Apostels: „Die Liebe ist geduldig und gütig; sie handelt nicht unbescheiden; sie ist nicht aufgeblasen; sie läßt sich nicht erbittern; sie erträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles.“

In dieser geduldigen, bescheidenen, gütigen Liebe, die sich nicht erbittern ließ, enthielt sie sich aller Schmähworte; sie schmollte nicht und lärmte nicht und sprach nichts vom Scheiden; aber — sie betete heiß und innig für ihren Mann, erfüllte alle ihre Geschäfte und Pflichten mit strenger Genauigkeit. Sie hatte immer ein gutes Wort, einen freundlichen Blick für ihren Heinrich und bestrebte sich, so viel an ihr lag, demselben den Aufenthalt daheim recht angenehm zu machen. Und wenn sie ihn nun auch einstweilen nicht auf andere Wege brachte, so hatte sie doch das errungen, daß er ihr erlaubte, vom Gottesdienste der Abgefallenen wegzubleiben und nach Belieben in die nahe gelegene Klosterkirche zu gehen.

In trübe Sorgen versenkt saß sie eben wieder und leise sprach sie mit sich selbst: „Was wird endlich das Schicksal meines armen Heinrich sein?

Bei solchem Unglauben? Mitten unter diesen Kirchenfeinden? — Wie lange wird er wenigstens noch so selbstständig bleiben, daß er mich meine religiösen Pflichten im Kloster erfüllen läßt? — — Wie bald werden ihn seine Freunde bestürmen, ihn überreden, daß er mich nöthigt, den entsetzlichen Gottesdienst dieses eidbrüchigen Priesters zu besuchen, und aus seiner frevlerischen Hand das Brod des Lebens zu empfangen — ihm und mir zum Tode!"

„Und wenn Heinrich darauf beharrt — — und ich nicht gehorche — — nicht gehorchen darf? — —" Es war ihr, als schaue sie ein rebenumranktes nettes Häuslein mitten in blühender Landschaft: da sah sie schwarze Wolken am Himmel aufziehen von allen Seiten; die Sonne verschwand. Ein Sturmwind jagte den Staub durch die Strassen und in das unheimliche Tosen des Windes rollten die ersten Donnerschläge grimmig und hohl aus den schwarzen Wolken heraus — jetzt zuckte jäh ein Blitzstrahl nieder — ein furchtbarer Knall — Rauch und Feuer durcheinander — ein Paar Augenblicke und das nette friedliche glückliche Häuslein war ein Aschenhaufen. —

„Madame Golden!" rief Theres, die Magd, die so eben eingetreten war.

Amalie fuhr auf aus ihrem Traum und fragte: „Theres, was gibt's!"

„Ein Herr Karl Faun läßt sich anmelden und wünscht Madame zu sprechen.“

„Karl — Faun —“ zwei Messerstiche fuhren scharf durch ihr Herz; doch faßte sie sich schnell und gab mit einem leichten Kopfnicken Bescheid; die Magd ging und in einigen Augenblicken stand Herr Karl Faun, ein hochgewachsener Mann, dessen von der Sonne gebräuntes Gesicht schön genannt werden durfte, vor Amalien, welche ihm einen Stuhl bot und ihn zum Sitzen einlud.

Lange schaute er die reizende Frau an, die fortstrickend beklommenen Herzens ihr Auge niederschlug.

„Muß ich so Dich wieder finden, Amalie? — Dich wieder finden als Weib eines Andern? Ich erfuhr es schon vor einigen Tagen, ehe ich hieher kam, um hier meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Ich wollte, konnte es nicht glauben; aber jetzt freilich — muß ich es glauben. Amalie, so stark und fest hast Du mir Liebe gelobt beim Abschiede — und so bald mich vergessen.“ Seine Stimme klang weich und wehmüthig.

„Urtheilen Sie nicht so bitter Herr Faun,“ entgegnete sie sanft, „es ist wahr, geliebt habe ich Sie, wahr und innig. Sie reisten unterdessen fort — sechs lange Jahre hörte ich kein Wort mehr von Ihnen. Ich konnte denken, was ich wollte, — an Tod, Treulosigkeit. — — Mittlerweile kam über

meine Eltern schweres Unglück und um sie vor Noth und Schmach zu bewahren, reichte ich meinem jetzigen Manne die Hand. Nun wissen Sie Alles."

„Also nicht aus Liebe wurdest Du seine Frau?" flüsterte er mit lauerndem Blicke, „und da darf ich hoffen, daß in Deinem Herzen noch immer die alte Liebe für mich glühe? Nicht wahr, Amalie, ich habe das Rechte getroffen? Drum rede mich nicht mehr so kalt mit „Sie" an, sondern sage wieder „Du" zu Deinem Karl, zum alten Freunde, wie Du es thatest in jenen seligen Tagen, da wir einander ewige Liebe gelobten. Sieh, für Dich habe ich gearbeitet in fernem Lande, für Dich mich abgemüht; jetzt bin ich reich und all meinen Reichthum lege ich Dir zu Füßen; ich kann Dir ein schönes und angenehmes Leben bereiten, wie keine Dame im hiesigen Städtlein es genießt." Er sprach in diesem Ton weiter, warm und begeistert.

„Herr Faun," unterbrach ihn endlich Amalie, „ich bin Frau; dieß sollte Ihnen Alles sagen. Ich liebe Sie, wie man nach göttlichem Gebote jeden Menschen lieben soll; eine andere Liebe zu Ihnen habe ich nicht. Und wenn ich vorhin gesagt habe, daß ich meinen Mann geheirathet, um meine Eltern vor Schmach und Schande zu bewahren, so habe ich damit nur einen Grund und zwar denjenigen hervorgehoben, der mich gegen Ihre Vorwürfe rechtfertigen mußte;

ich sage Ihnen aber zugleich, daß ich meinen Mann nächst Gott über Alles liebe und glücklich bin mit ihm. Am Altare habe ich ihm ewige Treue gelobt, damit haben alle frühern Verhältnisse zwischen Ihnen und mir aufgehört."

„Amalie, sagst Du die Wahrheit? Bist Du wirklich glücklich? Glaubst Du denn, ich wisse nicht, daß Dein Mann gegen Dich oft launisch und aufbrausend ist, Dich zu einem einsamen Leben verurtheilt? Glaubst Du — —?"

Da war eben der kleine Georg erwacht, rieb sich die Aeuglein aus und verlangte durch Weinen gebieterisch, daß man ihn aufnehme. Die Mutter eilte zum Bettlein, deckte den kleinen Schreier ab, nahm ihn auf, legte ihm sein Kleidlein an und setzte sich mit dem Kinde auf dem Schooß wieder auf ihren Sessel. Der Kleine sah etwas erschrocken auf den fremden Mann, der sich ihm näherte und seine vollen rothen Bäcklein streichelte.

„Wie der holde Knabe so ganz Dir gleicht, Amalie!" fuhr Faun fort, „ganz Deine lieblichen Augen, Dein schöngeschnittener Mund, ganz Deine hohe edle Stirne und diese hübschen blonden Kruselhäärchen sind wahrhaftig wie von Deinen herrlichen Locken geschnitten."

Sie senkte erröthend ihr Haupt und küßte ihr Kind.

„Ach Amalie, wie glücklich wäre ich, wenn auch mir ein solches Glück zu Theil würde! Du warst und bist mein ganzer Himmel; für Dich schlägt mein Herz; für Dich ward mir jedes Leiden, jede Mühe leicht. Du warst mir ja so gut! Amalie" — hauchte er zärtlich, „meine einzige Liebe" — und wollte den Arm um ihren Hals schlingen.

Sie stand auf und trat zwei Schritte zurück mit den Worten: „Hören Sie auf mit Ihren entsetzlichen Zumuthungen; ich bin katholische Christin und kenne meine Pflicht!" Zu gleicher Zeit fing auch der erschrockene Kleine überlaut an zu schreien; da trat Theres herein.

„Gib dem Kinde sein Süpplein!"

Die Magd nahm den Knaben, der ihr willig seine Händlein entgegenstreckte und ging mit ihm in die Küche hinaus.

„Ein letztes Wort!" fuhr Faun fort, als sie wieder allein waren; „ich kenne Eure Verhältnisse ganz genau; ich weiß auch, daß Du es mit den Römisch-Katholischen haltest und daß Dich Dein Mann, obwohl er Altkatholik ist, ruhig gewähren läßt. In meiner Hand liegt es, daß dieses Verhältniß fortdauert, daß Du auch fernerhin der römisch-katholischen Kirche treu bleiben darfst; aber" — hier nahm seine Stimme einen düstern Ton an, „in meiner Hand liegt es auch, zu bewerkstelligen, daß Du fortan zu den

Altkatholiken in die Kirche mußt. Eure Vermögensverhältnisse sind nicht so glänzend. Dein Mann hat das nämliche Geschäft wie ich; ich kann ihn zu Grunde richten oder ihm aufhelfen. Ich werde es mit der Zeit dahin bringen, daß er ganz thut, was ich ihm sage. Wirst Du mir nicht willfährig sein, so werde ich es zu Stande bringen, daß Du von Deiner Kirche abfallen mußt."

„Um Gottes willen! — Das werden Sie nicht thun!" rief sie erbleichend.

„Nein, ich werde es nicht thun, wenn Du meinen Wunsch erfüllest. Schenke mir Deine alte Liebe wieder, dann kannst Du in Deiner Kirche bleiben."

„Aber Sie fordern von mir, daß ich untreu werde!"

„Pah, pah, das sind alte Flausen, die in unserm aufgeklärten Zeitalter nicht mehr gelten; was sich liebt, nimmt sich, Ehe hin, Ehe her!" lächelte Faun.

„Nein, Herr Faun, Eid und Treue brechen sind Sünden der schwersten Art — ich darf nicht und kann nicht."

„So mußt Du in Zukunft in den altkatholischen Gottesdienst kommen; das ist auch Eidbruch und Abfall — in Deinen Augen," entgegnete er.

„Freiwillig werde ich nie diesen Gottesdienst besuchen," erwiderte sie, „und wenn man mich mit

Gewalt hinschleppt — so bin ich nicht in der Sünde; übrigens wird es mein Heinrich nicht so weit treiben."

„Das ist möglich; aber das Leben soll Dir so verbittert werden, daß Du zu allem bereit wirst. Es thut mir weh, so mit Dir zu reden; aber ich kann nicht anders. Wähle zwischen meiner Liebe oder meinem Hasse! Meine Liebe wird Dir auch den leisesten Wunsch erfüllen; wählst Du aber meinen Haß, so schwöre ich Dir, daß ich nicht ruhen werde, bis die letzte Blume Deines Glückes zertreten ist und Dein Leben soll fortan ein Wandeln auf den spitzigsten Dornen sein. Soll ich unglücklich sein, so sollst auch Du es sein."

Sie verhielt mit beiden Händen ihr Gesicht. Es schauderte ihr vor den kommenden Tagen, vor dem namenlosen Weh und Elend, das ihrer wartete. Sie kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen starren Sinn Faun's und war überzeugt, daß er seine Drohungen nur zu sicher ausführen werde.

„Amalie," sagte er sanft zu ihr, „es dünkt mich, wenn's Dir doch mit Deiner Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche so ernst ist — so sollte Dir die Wahl nicht so schwer fallen."

„Allerdings," erwiderte sie aufstehend, „Sie haben Recht. Was hätte ich davon, wenn ich äußerlich ein Mitglied der römisch-katholischen Kirche sein könnte, innerlich aber durch beständige Todsünde von

ihr getrennt wäre? Meine Wahl ist längst getroffen. Stürzen Sie uns in's Elend, wenn Sie es über's Herz bringen. Ich bleibe meiner Kirche und meinem Manne treu; das Uebrige überlasse ich meinem allmächtigen Heilande; jetzt aber verlassen Sie mich!"

Mit ruhigem Schritte wandelte sie der Thüre zu, öffnete sie — eine verabschiedende Bewegung mit der Hand und — Herr Faun entfernte sich mit einer kalten Verbeugung, die aber den Grimm seiner Brust nicht ganz zu verhüllen vermochte. Amalie eilte in ihr Zimmer hinauf. Die erzwungene Ruhe verließ die tief ergriffene Frau; trostlos sank sie vor dem Bilde des Gekreuzigten hin und verschaffte durch einen Thränenstrom dem geängstigten Herzen Erleichterung.

2.

Der Blitz schlägt ein.

Es war in der That, wie Herr Faun bemerkt hatte. Er war reich, sehr reich geworden durch glückliche Spekulation und rege Thätigkeit.

Hier in diesem Städtlein, dem Centralpunkt so vieler Eisenbahnlinien, hatte er sich niedergelassen, um seinen Handel schwunghaft zu betreiben. Er war ein ganzer Handelsmann, hat sich auf seinen

Reisen die feinsten Umgangsformen angeeignet, wußte Jeden bei seinem schwachen Fleck zu packen, war ein höchst interessanter Erzähler, daneben sehr aufgeklärt und das ist ja heutzutage die Hauptsache. Er glaubte nur noch an schöne Weiber, volle Geldsäcke und daß ein Stück saftiger Nierenbraten mit einer Flasche Vierunddreißiger etwas Besseres sei als ein acht Tage altes Brod und eine Flasche Laufenburger.

Bei seiner Aufklärung und den übrigen sehr empfehlenden Eigenschaften fehlte es natürlich nicht, daß er bald der Liebling der Gesellschaft wurde. Kam er zu einem Glase Bier, da wollte Jeder ihm neben sich Platz machen und wenn er redete, lauschten Alle seiner Rede.

Auch Heinrich Golden konnte sich seinem Einfluße nicht entziehen. Faun's Welterfahrung, sein höfliches Wesen, sein gewandtes sicheres Auftreten, die großartige Anlage seines Geschäftes — – Alles flößte ihm Respekt vor Faun ein.

Dieser bemerkte mit Vergnügen den Eindruck, den er auf Golden machte. Noch war er aber im Zweifel: sollte er Golden's Geschäft allmählig in die Enge treiben und dadurch dessen Frau willfährig stimmen, oder sollte er Golden zum Theilhaber an seinem Geschäfte machen? Damit gewann er Golden zum Freunde, machte ihn abhängig von sich und hatte überdieß den Vortheil, unter Geschäftsvorwän=

den ohne Aufsehen in Golden's Haus ein- und ausgehen zu können.

„Seine Kunden," so schloß Faun's Berechnung, „gehen dann an's gemeinschaftliche Geschäft über und will Golden einmal austreten, so will ich dann schon dafür sorgen, daß die Kunden bei mir bleiben."

Er übereilte sich nicht, wartete die günstige Zeit ab, begegnete Golden nicht mit Schmeicheleien, wohl aber mit einer gewissen achtungsvollen wohlthuenden Freundlichkeit, die nur zu bald ihre Früchte trug.

Einmal nämlich traf er Golden allein in einem Bierhause in sehr melancholischer Stimmung.

„Guten Abend, Herr Golden!"

„Guten Abend, Herr Faun!"

Die Kellnerin brachte gerade frischen Anstich. Sie stießen an. Einen bedächtigen langen Zug that Herr Faun und stellte das Glas ab. „Das Gebräu ist gar nicht übel; mich dünkt, man sollte bei einem solchen Tränklein fröhlicher in die Welt hineinschauen, als es bei Ihnen den Anschein hat. Darf ich Sie bitten, mich zum Theilnehmer Ihres Leides zu machen? Sie wissen ja, getheiltes Leid ist halbes Leid." Er redete so zutraulich, so voll des wärmsten Mitgefühles, daß Golden, durch das bereits getrunkene Bier ohnehin mittheilsamer geworden, dieser Zutraulichkeit Faun's nicht widerstehen konnte und nach kurzem Besinnen entgegnete: „Ihnen am wenigsten sollte

ich es sagen, denn ich will es Ihnen nur gleich gestehen, daß Sie der Gegenstand meines Kummers sind."

„Ich? Wie denn, wenn ich bitten darf?" fragte Faun mit einer gewissen Aengstlichkeit und dachte dabei an die Unterredung mit Amalien. Doch die weitere Erklärung beruhigte ihn.

„Ich habe die sichere Aussicht," fuhr Heinrich fort, „daß mein Geschäft mit dem Ihrigen nicht zu concurriren vermag, daher allgemach sinken wird und daß ich dabei nicht mehr bestehen kann. Daß solche Aussichten nicht gerade zur Fröhlichkeit stimmen, begreifen Sie."

„Ach was?" lachte Faun hellauf, „haben Sie sonst keine Ursache zur Melancholie?"

„Nein, Herr Faun," entgegnete Heinrich; „mir scheint aber das genug Ursache zur Trübseligkeit, wenn ich zusehen muß, wie mir allmählig der Boden unter den Füßen weggenommen wird."

„Nun so wissen Sie was," fiel ihm Karl in die Rede, „ich mache Ihnen den Antrag: lassen Sie uns unser Geschäft mit einander verbinden und es gemeinschaftlich betreiben; das wird eine ganz nette Firma geben: »Handlung von Faun-Golden oder Golden-Faun.« Was meinen Sie dazu, mein werther Herr und Freund?"

Golden hatte bei dieser Eröffnung das Messer, mit dem er bisher gespielt, fallen lassen, Faun ganz erstaunt angesehen und brach endlich in die Worte aus:

„Herr Faun, das sind wehethuende Späße.“

„Und wer sagt Ihnen denn, Herr Golden, daß ich einen dummen Spaß mit Ihnen treibe? Das ist eine kränkende Zumuthung für mich. Mit meinem Antrage ist's mir Ernst; da ist meine Hand, schlagen Sie ein!“

Der redliche Golden schüttelte den Kopf: „Herr Faun, Sie täuschen sich an mir; ich kann keine Ihren Erwartungen entsprechende Kapitaleinlage machen.“

„Ha, ha, mein werther Freund! wie Sie doch bedenklich sind! Geld ist genug da; aber ich brauche einen Mann, der das Geschäft durch und durch versteht, der Routine hat, dem ich bei meiner öftern Abwesenheit mein vollstes Zutrauen schenken darf, einen Mann der Ordnung und Pünktlichkeit, und der Mann sind Sie, lieber Golden; Sie tragen Ihren Namen nicht umsonst. Noch einmal! hier ist meine Hand, schlagen Sie ein, wenn's Ihnen recht ist!“

Vor solchen Lobsprüchen verschwanden alle Bedenklichkeiten. Der sonst so vorsichtige, mit allen Möglichkeiten der Zukunft rechnende Heinrich war ganz betäubt von dem blendenden Antrag und schlug ein.

„Nun, so gehen wir gleich heim," schloß Faun, „ich habe ohnehin noch Geschäfte, wir schreiben den Vertrag nieder und trinken dazu eine Flasche vom Bessern."

Sie bezahlten, standen auf und verließen das Bierhaus.

Abends kam Heinrich ganz selig heim und erzählte Amalien sein Glück, die anerkennenden Lobsprüche von Faun, die überaus günstigen Bedingungen, die Faun ihm gestellt hatte und rühmte diesen über alle Massen.

Es kam Amalien zu gute, daß sie selben Abend ein grimmiges Zahnweh hatte und so das schmerzliche Weh, das ihr bei diesem Berichte ihres Mannes durch die Seele stürmte, verbergen konnte. Sie fühlte, daß Faun anfange, Ernst zu machen mit der Ausführung seiner entsetzlichen Pläne.

Sollte sie Heinrich Etwas davon sagen? Würde er ihr glauben? Und wenn er dann mit Faun abbrechen, ihn sich zum Feinde machen würde? — — Heinrich hatte noch schwere Rückstände zu tilgen. Wenn das auf einmal geschehen sollte! Und zu was war Faun nicht fähig? Dann mußte ihr Mann seine Zahlungen einstellen — — und dann kam der — Ganttag. Es schwindelte ihr vor den Augen; sie sah keinen Ausweg, sah nur so viel, daß sie, um das Aergste zu verhüten, schweigen müße; sah, daß

sie allein den furchtbaren Kampf ausfechten müsse und machte sich bereit dazu.

Unterdessen fühlte sich Golden glücklich; er ahnte die Stürme im Herzen seines armen Weibes nicht, die es mit Aufwendung aller Kraft zu verbergen suchte. Er konnte Faun's Liebenswürdigkeit und Lojalität, seine Geschäftskenntnisse, seinen Reichthum, seine Verbindungen nicht genug erheben. Faun galt ihm als der Schöpfer seines Glückes.

„Ich muß auf zwei Tage in Geschäften abwesend sein," bemerkte Golden an einem schönen Nachmittag seiner Frau und fertigte schnell noch einige Geschäftsbriefe aus. Als sie vollendet, geschlossen, mit Adressen und Frankomarken versehen waren, stand er auf, schritt zu einem Schranke, öffnete ihn, versorgte sein Etui mit Cigarren, das Porte-Monnaie mit Gold und Banknoten, griff nach dem Hute, drückte dem schlafenden Georg einen leisen Kuß auf die Stirne und mit den Worten: „Ade Amalie, besorge mir die Briefe dort, ich muß eilen, der Zug wartet nicht," drückte er zärtlich ihre kleine weiße Hand und eilte von dannen.

Am andern Tage kam Faun und fragte nach Herrn Golden. Die Antwort der Dienstmagd lautete, der Herr sei gestern verreist.

„Fatal das," entgegnete Faun und kratzte sich ärgerlich in den Haaren; „sehr fatal das!" Er

zeichnete mit seinem feinen Stocke allerlei Figuren auf den Boden und stand da, wie wenn er völlig rathlos darüber nachdächte, was er thun sollte.

„Halt," sagte er endlich, „vielleicht hat Herr Golden vor seiner Abreise noch Bericht für mich hinterlassen. Melden Sie mich bei Madame Golden an; sie kann mir möglicherweise Auskunft geben."

Amalie empfing den Entsetzlichen mit dem Anstand, den sie dem Geschäftsgenossen und Freunde ihres Mannes gegenüber beobachten mußte; aber ihre Stimmung war gedrückt; aus ihrem Auge schaute nagender Kummer.

„Hat Herr Golden keinen Bericht für mich hinterlassen?"

„Nein, mein Herr! Gestern schrieb er einige Geschäftsbriefe und befahl mir, dieselben bald zu besorgen," entgegnete Amalie.

„Können Sie mir die Adressen nennen, Frau Golden?"

Amalie nannte ihm diejenigen, welche sie noch wußte.

„Ah so, so, die Sache ist schon in Ordnung; ich brauche mich jetzt nicht mehr d'rum zu kümmern; der fleißige Mann hat schon für Alles gesorgt; — — aber Amalie, Du scheinst leidend zu sein, was ist vorgefallen?"

„Sie wissen es am besten, Herr Faun,“ gab sie endlich nach langem Besinnen zur Antwort; „der erste Akt des Trauerspieles ist abgespielt. Sie haben Golden's Vertrauen errungen.“

„Hab ich Dir's nicht gesagt?“ lächelte der Verführer, „ja, ich besitze sein Vertrauen; ein Wort von mir genügt ihm. Ein Wort von mir und Du bleibst bei Deiner Kirche ohne die geringste Anfechtung — ein Wort von mir und Du mußt zu den Altkatholiken. Thust Du meinen Willen, so will ich's dahin bringen, daß er alle Barschheit gegen Dich ablegt, das Mißfällige an seinem Charakter ändert und ein guter Katholik nach Deinem Sinne wird; — aber Deine Liebe will ich zum Lohn für meine Mühe.“

„O Herr Faun,“ rief Amalie, als sie von dem innigsten Wunsche ihres Herzens hörte, entzückt aus, „wenn sie das könnten, wenn Heinrich ein guter katholischer Christ würde! — — O ich würde Sie ewig verehren, wie ein Kind seinen Vater und Wohlthäter; ich würde alle Tage des Himmels reichsten Segen auf Sie herabflehen. — —“

„Pah, höre mir auf mit solchen Thorheiten, Amalie!“ unterbrach Faun sie spöttisch, „es gibt nur einen Himmel auf Erden: das Leben genießen, so lang man mag — das ist mein Himmel; einen andern kenn' ich nicht, so wenig als eine Hölle. Unsere Hölle

ist auf Erden. Glühend lieben und nicht erhört werden von Dir, — das ist für mich Hölle. Sieh, Du kannst mir Himmel oder Hölle bereiten; aber wie Du mir, so ich Dir; ich kann Dich lieben wie ein Engel, aber auch hassen wie ein Teufel."

„Aber mein armer Mann! — —"

„Sagst Du ihm ein einzig Wort, das sein Mißtrauen wecken könnte, so breche ich mein Geschäft mit ihm ab und dann — sei versichert — will ich dafür sorgen, daß ihm anders nichts bleibt, als ein Bettelstab und ruft er das Gericht an — so habe ich gelbes Zugflaster genug (er machte dazu mit Daumen und Zeigfinger die Bewegung des Geldzählens), um von unserm feilen Gerichte einen Spruch zu erlangen, wie ich will."

„Erbarmen, Herr!" flüsterte sie knieend vor ihm, „wenn Sie mich je geliebt haben, so ersparen Sie mir die entsetzliche Wahl. Suchen Sie unter Tausenden, die schöner, vornehmer, Ihrer würdiger sind als ich, eine Lebensgefährtin. Bei dieser wird Ihnen das reichste Lebensglück ohne beständige geheime Vorwürfe erblühen."

„Thörin! Ich begehre keine Frau, lasse mich nicht einschrauben und fesseln mit den Ketten des Ehestandes. Ich will genießen, wie es in großen Städten Mode ist, wo man sich über Gebote und andern Pfaffentrug hinwegsetzt, wo der Mann

sich vieler Blumen freut und die Frau nicht minder. — Amalie — — Du sollst es nicht umsonst thun; da lies diesen Akt," er reichte ihr ein Papier hin. Sie wies es bebend und mit dem Ausdruck tiefsten Abscheues zurück.

„Du willst es nicht lesen; — wohlan, so will ich Dir sagen, was der Akt enthält; es ist eine rechtskräftige Schankung von zehntausend Franken dort an den kleinen Georg, die er mit dem Antritte seines zwanzigsten Jahres bei mir erheben kann. Ich denke, der Mutter, die ihr Kind liebt und ihm eine sichere Existenz gründen will, sollte ein solcher Antrag willkommen sein."

„Und wenn der Sohn einst seine Mutter nach der Ursache solcher Schankung fragt, was soll ihm die Mutter sagen?" fragte Amalie.

„O, ich hoffe, der Altkatholizismus werde unterdessen so aufklärend wirken, daß man alsdann solche Verhältnisse nicht mehr unpassend oder anrüchig finden wird. Uebrigens magst Du Deinem Sohn sagen, was Du für gut findest," entgegnete Faun gelassen.

Sie stand auf, loderndes Feuer des Zornes röthete ihr bleiches Gesicht; sie zwang die Aufregung nieder, stolz und kalt schaute sie auf ihn herab: „Amalie Golden kann unglücklich werden; sie kann mit ihrem Kind von Haus zu Haus betteln gehen; aber untreu wird sie nie. Brechen wir ab!"

„Ist das Dein letztes Wort?“ fragte er verblüfft.

„Ja!“

„Willst Du also meinem Willen nicht genügen?“

„Nie!“ rief sie und hob die Finger zum Schwure auf.

„Dann ist es Zeit, andere Mittel anzuwenden; aber klage Dich allein an; Du hast es so gewollt,“ rief er leise, nahm Hut und Stock und entfernte sich.

Sie schritt durch die Stube auf und nieder mit klopfendem Herzen und gefalteten Händen; ein unbeschreiblicher Sturm wogte durch die schmerzergriffene Seele.

3.

„Liberale.“

In der Bierbrauerei Brunner regte sich an einem regnerischen Abend ein fröhliches Leben. Die Vornehmen des Städtleins labten sich am schäumenden Biere. Faun saß im Mittelpunkt der Gesellschaft; er erzählte gerade von seinen Reisen in Deutschland. Alles horchte mit gespanntem Ohr seiner interessanten anschaulichen Darstellung, in die er mitunter einen schlechten Witz einzuflechten wußte. So kam er denn auch auf Berlin zu sprechen, wo er das Glück hatte, den gewaltigen Reichskanzler Bismark zu sehen, den er nun schilderte, wie der Mann leibte und lebte.

Als Faun mit der Schilderung Bismarcks fertig war, ließ er sich ein Stück kalten Braten aufstellen, hieb tapfer ein und sparte auch den Senf nicht. Er hatte das Gespräch auf den Punkt gebracht, wo er es haben wollte und war so ziemlich sicher, daß es in dem Tone fortgeführt werde.

„Meine Herrn!“ rief ein Prokurator, „meine Herrn, man hat vor etlichen hundert Jahren einem tapfern Fürsten in Frankreich den Namen Türkenhammer gegeben, weil er die Türken so famos zusammenhämmerte. Meine Herrn, man hat diese That verherrlicht; man hat gesagt, das Christenthum und mit dem Christenthume die europäische Gesittung sei durch diesen Mann gerettet worden. Meine Herrn! Das ist eine ganz falsche Ansicht, entsprungen dem damaligen von Mönchen regierten bigotten Zeitgeist. Allerdings war das Christenthum dadurch gerettet; aber wie ganz anders, wie viel kurzweiliger und reizender würde sich unser Leben gestalten, meine Herrn, wenn die Türken Meister geworden wären und ihre Sitten auf uns herübergebracht hätten.“

„Aber meine Herrn, ich kenne einen andern Mann, der den Namen eines Hammers mit mehr Recht verdient. Es ist der Mann, von dem unser verehrter Freund, Herr Faun, so eben gesprochen hat. Ja, unser großer Vorkämpfer im Norden für Freiheit und Recht hämmert die Pfaffen gewaltig zu-

sammen und wenn die einmal nichts mehr zu sagen haben, als was der Staat ihnen erlaubt — dann, meine Herrn, kann es doch noch dazu kommen, daß wir ein Bischen türkisch leben dürfen; denn bevor das leidige Christenthum aufkam, sowie dort, wo man es nicht kennt, war und ist die Vielweiberei staatlich erlaubt. Mit dem Fall des Christenthums wird sie auch bei uns sich wieder einbürgern. Meine Herrn, ich lade Sie ein, dem Pfaffenhammer Bismark ein donnerndes Vivat zu bringen."

„Bravo," jubelte der Chor. Lärmendes Aufstehen — rauschendes Hoch — extra — Gläserklirren — endlich legte sich der Beifallssturm.

Jetzt stand Herr Hauptmann Krakehl auf, fuhr mit seiner rechten Hand über seinen rothen Bart hinunter, räusperte sich und begann also:

„Aus voller Seele habe ich in das Hoch meines geehrten Vorredners eingestimmt. Wenn aber der unvergleichliche Pfaffenhammer hier unter uns wäre, so würde er allerdings uns seinen Dank aussprechen für die Ehre, die wir ihm so eben erwiesen haben. Aber, meine Herrn, ich habe die Ueberzeugung, daß er noch mehr sagen würde. Was wohl, meine Herrn? Er würde uns zurufen: Ihr habt dem Pfaffenhammer ein Hoch gebracht. Wohlan, seid auch ihr Pfaffenhämmer! Hämmert ihr eure Pfaffen zusammen, wie ich die Unsrigen! So würde er sprechen

und wahrhaftig, meine Herrn, sein hehres Beispiel soll uns Mahnung und Antrieb sein, die Pfaffenhämmerei energischer zu betreiben."

„So lange unser gewesene Pfarrer und mit ihm die braunen Bären im Kloster ihr Unwesen forttreiben, so lange wird Rom immer Anhänger in unsern Mauern haben. Aber man kann auch umgekehrt sagen, so lange diese Pfaffen bei uns Anhänger finden, werden sie nicht fortgehen. Es ist unsre heiligste Aufgabe, Alles daran zu setzen, daß Alle in unsern altkatholischen Gottesdienst kommen. Es muß jetzt einmal alle Lahmheit, alle Halbheit aufhören."

In diesem Augenblicke bemerkte Faun mit schlauer Berechnung: „Herr Golden, der Braten ist ganz ausgezeichnet delikat; lassen Sie sich auch ein Stück kommen."

„Richtig", rief sofort ein Tischgenosse, „Herr Golden muß mit seiner Frau auch ein Wörtlein reden; das Klosterlaufen muß aufhören; wir müssen zum Voraus alle vornehmern Frauenzimmer in unserm Gottesdienste haben; das gemeine Pack wird dann schon nachkommen."

„Ja, ja, so ist's," rief es im ganzen Chor; „nicht wahr Herr Golden, Sie halten enschieden mit uns?"

„Meine Herrn," antwortete Golden aufstehend, indeß Faun verschmitzt lächelte, „ich habe mich bis jetzt wenig mit der Religion abgegeben."

„Bravo!"

„Mir scheint, man könne es auch ohne Religion aushalten."

„Bravo!"

„Ich lasse mir die Unfehlbarkeit nebst andern Glaubenssachen und Dummheiten nicht aufzwingen."

„Bravo!"

„Ein Jeder hat seinen eigenen Kopf und hat das Recht, ihn zu haben; d'rum verfluche ich Rom und seine Inquisition, welche dem Menschen ihren Glauben aufzwingen wollen."

„Bravo! Bravo! Der Golden redet famos!"

„Aber eben darum," fuhr Golden ermuthigt fort, „möchte ich auch meiner Frau ihren Glauben lassen und ihr nicht einen andern aufnöthigen."

Mehrere scharrten mit den Füßen; Andere rümpften die Nase.

„Meine Herrn," bemerkte Golden weiter, „ich halte es mit dem großen Freidenker Friedrich von Preußen, der ja, wie Sie alle wissen, das große Wort aussprach: »In meinem Reiche soll Jeder nach seiner Façon selig werden können.« So soll es auch in meinem Reiche, das heißt in meiner Familie sein. Ich lasse mir von meiner Frau nicht

in meinen Glauben hineinreden und kommandiren; aber eben darum laß ich sie auch in ihrem Glauben ruhig; das scheint mir die ächte Freiheit zu sein. — —"

„Nicht so — „das gilt hier nicht" — „das ist ganz was anderes" — „das ist unrichtig" — „das dürfen wir nicht zugeben" — „das ist Unsinn" — so stürmte und wüthete es von allen Seiten um den armen Golden her, bis endlich der Doktor Heid zum Worte gelangte und sich dahin äußerte: „Herr Golden, Sie sind über diese Sache noch nicht genugsam aufgeklärt, wie ich zu meinem Leidwesen bemerke. Es handelt sich jetzt nicht um Glaubensfreiheit, sondern darum, daß der römische Glaubenszwang endlich einmal beseitiget werde. Ist einmal der römische Glaube vernichtet, dann mag ein Jeder glauben, was er will. Die Herrn wissen wohl, daß ich kein Homöopath bin; aber in diesem Falle muß homöopathisch verfahren und Zwang mit Zwang vertrieben werden. Wenn Rom und unsere Bischöfe unser Volk zum Aberglauben zwingen wollen, so können und müssen wir das Volk in unsern altkatholischen Gottesdienst zu zwingen suchen. Ja, ich stehe keinen Augenblick an, zu behaupten, daß wir sogar zu Gewaltmaßregeln greifen müßten, wenn unsere Verhältnisse es erlauben und möglich machen würden. Leider ist dieß noch nicht thunlich, da der

größere Theil unsers Volkes noch von den Pfaffen am Gängelbande sich führen läßt und an Rom hängt. Drum müssen wir mit allen Kräften daran arbeiten, daß die Bundesrevision angenommen wird, damit, was der einzelne Kanton nicht vermag, von Bundeswegen und durch Bundestruppen durchgeführt und erzwungen werden kann."

„Dagegen wollen wir schon jetzt in unserm Städtchen Ordnung machen, so weit es möglich ist. Freiheit muß sein, das ist wahr; Jeder darf glauben, was er will, aber an Rom und seine Glaubenslehre nicht. Wer solche Dummheiten glaubt, ist offenbar nicht frei, sondern ein Sclave seines Aberglaubens."

„Bravo!"

„Dieser Aberglaube muß gebrochen werden; zuerst aber müssen seine Verkünder, der ehemalige Pfarrer und die braunen Kutten weichen und aus unsern Mauern vertrieben sein und das geschieht dadurch, daß Niemand mehr ihren Gottesdienst besucht und dazu müssen alle Mittel helfen, meine Herrn, ich betone — alle — Mittel, heißen sie wie sie wollen, wenn wir nur zum Ziele kommen. Dazu müssen auch Sie helfen, Herr Golden, soferne Sie ein aufgeklärter Mann sind, ein Mann des Fortschritts in der That, und nicht bloß mit Worten."

„Meine Herrn," entgegnete Golden etwas eingeschüchtert, „sehen Sie, meine Frau ist das Muster

einer braven Gattin und Mutter; ich habe keinerlei Klage über sie und man kann es mir nicht in Uebel nehmen, wenn ich wünsche, daß dieses schöne Verhältniß fortdauere."

Armer Heinrich! Deine Lobrede zu Gunsten deines engelguten Weibes verstehen solche Kerle nicht, welche die halbe Zeit in den Wirthshäusern jeder Kellnerin den Hof machen und die übrige Zeit das sechste und neunte Gebot vergessen haben, wenn sie es überhaupt noch kennen.

Spöttisches Gelächter unterbrach den armen Golden.

„Aha, da sitzt der Has im Pfeffer! Golden fürchtet sich; wenn seine hübsche Frau das Köpflein aufsetzt — da ist sein Muth vorbei;" so tönte es von verschiedenen Seiten.

Jetzt, gedachte Faun, möchte es an der Zeit sein, sich für Golden zum Schein etwas zu wehren, damit er so seine Freundschaft noch mehr gewinne, sein Opfer noch fester umgarne.

„Meine Herrn," sprach er, sich erhebend, „wenn mir ein Wörtlein erlaubt ist, so möchte ich Ihnen doch zu bedenken geben, daß es immer besser ist, zarte Familienverhältnisse nicht in die Oeffentlichkeit zu ziehen, sondern zu schonen. Die Humanität scheint mir das zu fordern. Zudem kennen Sie die goldenen Sprichwörter voll tiefer Wahrheit: »Eile mit Weile!« »Rom ist nicht an Einem

Tage erbaut worden.« Rom wird deßwegen auch nicht an Einem Tage zerstört. Die Herrn Pfaffen arbeiten ja das ganze Leben am Menschen, von seiner zarten Kindheit an, bis er todt auf dem Bette liegt, um den Glauben an Rom und seine Lehren im Menschenherzen aufzubauen. Glauben Sie denn, daß diese römischen Vorurtheile, die durch zwanzig, dreißig Jahre hindurch in unsern Herzen gepflegt wurden, so mit Einem Schlage zerstört und weggeschafft werden können? Erinnern wir uns doch, was für Kämpfe wir durchmachten, bis dieser Glaube an Christus und was drum und dran hängt, in uns ertödtet war. Erinnern wir uns doch, wie erst der Umgang mit aufgeklärten Männern, das Lesen aufgeklärter Bücher und die Bekanntschaft mit Genuß und Freude, mit dem schönen Geschlechte uns frei gemacht haben von Rom und seinen Lehren."

„Langsam, aber sicher! das ist der Wahlspruch, der hier gilt, meine Herrn. Wenn wir mit Gewalt Jemandem, namentlich aus dem Frauengeschlechte, religiöse Vorurtheile nehmen wollen, so dürfen wir sicher sein, daß Hartnäckigkeit eintritt und dann gar nichts mehr mit ihm zu machen ist."

„Meine Herrn, ich thue mir etwas auf meine Erfahrungen zu gut und Sie werden mir das nicht übel nehmen." —

„Ja so", entgegnete halblaut Einer, „wenn Herr

Faun für Golden einsteht — — Nun, nun!" Es wurde stille, das Gespräch eintönig. Endlich löste sich die Gesellschaft auf; auch Faun und Golden begaben sich auf den Heimweg.

„Sie kommen mit mir heim, Herr Golden," sagte Faun, „wir trinken noch eine Flasche auf meinem Zimmer, Sie wissen ja: Wein auf Bier, das rath ich Dir."

Als die Beiden endlich in Faun's Zimmer auf dem schwellenden Sopha saßen, als die ersten Perlen des feinen Rebensaftes den Gaumen kitzelten und der Rauch delikater ächter Havannas wirbelnd aufwärts zog, stattete Heinrich dem Freunde seinen herzlichsten Dank ab dafür, daß derselbe so mannhaft und entschieden für ihn eingetreten sei; er konnte nicht Worte genug finden, um ihm seine Verehrung auszudrücken. „Aber sagen Sie mir nun aufrichtig," fuhr er fort, „Sie sind so welterfahren, so edel und menschlich gesinnt; sollte es wirklich meine Pflicht sein, meine Frau zum Besuche des altkatholischen Gottesdienstes zu zwingen? Ich kann es fast nicht glauben. Ich bitte Sie um ihre Meinung; mag sie lauten, wie sie will, ich werde keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon sagen."

„Das traue ich Ihnen schon zu," antwortete Faun, „aber sehen Sie, in solche Sachen hinein rede ich gar nicht. Familiensachen sind ein Heilig=

thum zwischen Mann und Frau, da soll keine fremde Hand hineinregieren. Bitte, lassen Sie mich aus dem Spiele. Es würde mich ewig reuen, den schönen Frieden einer Familie gestört zu haben. — — Freilich, — aber bitte, nehmen Sie doch von dem Käse da, es ist ächter Emmenthaler, nehmen Sie da das Stücklein, kosten Sie es — nicht wahr, das ist was Feines — freilich, ein schöner Gedanke wäre es, wenn wir nur Einen Gottesdienst hätten — wenn der ehemalige Pfarrer und die Mönche Niemand mehr in ihrem Gottesdienste hätten — wenn Rom keinen einzigen Anhänger mehr in unserem Städtchen zählte — wenn Alles, namentlich die vornehme Damenwelt sich fest um den neuen Pfarrer schaarte — dann erst könnte es mit Abräumen des Aberglaubens und mit Neuerungen vorwärts gehen. Und insoferne muß ich zugeben, daß unsere Freunde vorhin Recht hatten, wenn sie sagten, es müße ein Schritt vorwärts gethan werden. Nur konnte ich ein so rasches Vorgehen und ein solch inhumanes Auftreten gegen Sie nicht billigen. Aber trinken Sie doch und vergessen Sie, was hinter uns liegt, vergessen Sie auch, was ich Ihnen so eben gesagt habe. Ich will nichts gesagt haben."

Aber Heinrich ließ den Gegenstand nicht fahren.

„Ein schöner Gedanke wär's, was Sie mir da

gesagt; freilich dürfte dann unser eheliches Glück ein Ende haben."

„Wie meinen Sie das?" fragte Faun leichthin, indem er einen Schluck nahm.

„Ich befürchte sehr," antwortete Heinrich düster, „daß diese römischen Grundsätze all zu fest im Herzen meiner Frau eingewurzelt sind. Es wird Widerstand, Thränen, Unfrieden absetzen."

„Mein lieber Freund," tröstete Faun, „das befürchte ich doch nicht; Ihre Frau ist ja so sanft und gut wie ein Engel. Sie wird ihrem geliebten Manne gewiß gern ein Opfer bringen. Und zudem haben Weiber keine Grundsätze; sie leben mehr in Gefühlen und vom Weib gilt besonders das Wort: Kein Vögelein fliegt so hoch, es läßt sich wieder nieder. Es ist möglich, daß im Anfange eine kleine Mißstimmung entsteht, aber ihre sanfte Frau wird diesen Zustand nicht lange ertragen und in ihrer Gewissenhaftigkeit, mit der sie alle ihre Pflichten gegen ihren Eheherrn bis jetzt so treu erfüllte, auch hier in christlicher Liebe sich fügen. Aber — tausend — wie dumm werde ich da und habe mir doch vorgenommen, nie etwas in solche Sachen hineinzureden. Daran tragen Sie die Schuld; Sie haben wieder davon angefangen und der Wein macht auch so redselig. Wahrhaftig, es reut mich jedes Wort, das ich in dieser heikeln Sache gegen Sie verloren habe."

„O bitte, Herr Faun," beruhigte ihn Heinrich, „Sie haben gar Nichts zu bereuen. Die Sache fängt an, mir selbst leichter vorzukommen als im Anfang; vielleicht fügt sich Amalie schneller, als ich glaubte."

„Das wäre wahrhaftig", rief Faun heiter, „ein Hochgenuß für Ihre Freunde und eine Empfehlung für Sie und mich, wenn Amalie, Ihre werthe Frau, am Sonntag an Ihrer Seite in unserm Gottesdienste sich einfände; ihr Beispiel würde auch andere Damen nachziehen; auf Ihr Wohlsein, Herr Golden! trinken Sie aus, wir höhlen noch eine Flasche."

„Ich danke verbindlichst, Herr Faun; ein andermal; jetzt muß ich heim," entschuldigte Heinrich und stand auf.

„Nun, nun, wenn Sie sich nicht mehr aufhalten lassen können, so leben Sie recht wohl bis auf Wiedersehen; ich wünsche Ihnen eine gute Nacht."

„Danke, wünsche gleichfalls, Ihr Diener, Herr Faun." Golden entfernte sich. —

4.

Judasse.

Herr Faun hatte das Nachtessen beendigt. Ganz vergnügt lag er auf dem Sopha, verdampfte eine Cigarre und dachte dem Gespräche nach, das er diesen Abend mit Golden geführt hatte.

„Die Sache macht sich ganz gut", sprach er zu sich selber, „das Porträt Bismarks ist trefflch ausgeführt worden, bis ich die scharfe Spitze am Ende auf Golden leiten konnte. Das ging so fein und unverfänglich, daß der dumme Kerl in seiner Ehrlichkeit es gar nicht merkte, wie ich die ganze Geschichte nur ihm zu lieb oder vielmehr seiner holden Frau wegen eingefädelt hatte. — Und die Rede, die ich für ihn gehalten, hat ihn noch vollends blind gemacht, so daß er mir nun mehr als je ergeben ist. — Amalie! Amalie! mein mußt du werden oder meine Rache soll entsetzlich ausfallen! — Der erste Schritt ist gethan. Golden wird mit ihr darüber reden; sie wird ihn beim ersten Mal nach Frauenart mit Schmeicheln und Liebkosen beruhigen und ihm die Sache ausreden: dann schüre ich das Feuer mehr, ziehe alle Leidenschaften seiner Seele zu Hilfe, stachle ihn auf und greife ihn mit der Geißel des Spottes an. Er wird es neuerdings bei Amalien versuchen; sie wird ihm widerstehen und zwar — ich bin überzeugt — mit der Festigkeit, welche ihr und dem Religionseifer eigen ist. Eins bringt das Andere und wenn ihr Zustand unerträglich geworden ist, — — kommt dann vielleicht ein Brieflein von ihr und sie zieht andere Seiten auf und wenn nicht — —"

Es klopfte an der Thüre.

„Herein!“ rief Faun, die Thüre ging auf und der Doctor Heid trat ein.

„Ah, Herr Doctor, seien Sie willkommen; Flora, eine Flasche! Setzen Sie sich Herr Doctor, was verschafft mir das Vergnügen Ihres werthen Besuches?“ Die Dienerin brachte das Befohlene. Faun klopfte den Harzüberzug ab, bohrte sorgsam den Propfen an, zog ihn sachte heraus und ließ das funkelnde Naß in die zierlichen Kelchgefäße strömen.

„So, Herr Doctor, greifen Sie zu, auf Ihr Wohlsein!“

Klar und voll tönten die Gläser.

„Und nun, mein werther Herr Doctor?“

„Ich möchte eine wichtige Sache mit Ihnen besprechen,“ begann dieser; „zuerst aber will ich Ihnen sagen, daß Sie mich heute Abend mit Ihrer Vertheidigung Goldens geärgert haben. Statt Golden zu helfen, hätten Sie meine Partei nehmen sollen. Wir dürfen einander nicht böses Spiel machen, wenn wir an's Ziel kommen wollen. Es muß jetzt vorwärts gehen und da müssen die sogenannten Rücksichten schweigen.“

„Nur nicht so hitzig!“ lächelte Faun. „Sie wollen auch gleich mit dem Schwerte dreinhauen. Sie haben wahrhaftig das Zeug zu einem Robespierre, wie der Volksmund Sie nennt. Sie nehmen mir das doch nicht übel?“

„Im Gegentheil, Herr Faun, Ihr Urtheil ehrt mich. Ich möchte ein Robespierre sein; ich bin stolz auf diesen Namen. Robespierre hat die Pfaffen und die Konservativen in Frankreich schaarenweise hinmetzeln lassen. Wenn uns je solche schöne Tage kommen sollten — wahrhaftig, ich wollte mich seiner in allen Punkten würdig zeigen, ausgenommen in Einem!"

„Und was wäre das für ein Punkt?" fragte Faun.

„Robespierre hat einen dummen Streich gemacht, den ich ihm nie verzeihen kann, dem sonst so aufgeklärten Mann. Die Nationalversammlung hatte Gott, das sogenannte höchste Wesen wegerkannt, abgesetzt und damit natürlich alle Religion, alle Gebote, allen Gottesdienst u. s. w. — und später kommt Robespierre und dringt darauf und setzt es durch, daß wieder ein höchstes Wesen, ein Gott eingesetzt und anerkannt werde. Ha, ha, welche Dummheit, welcher gewaltige Rückschritt, wieder an einen Gott zu glauben! Denken Sie, Herr Faun. Da sind wir denn doch weiter. Ich glaube an keinen Gott; denn ich habe ihn noch nie gesehen. Ich habe hunderte von Menschen aufgeschnitten; aber noch nie habe ich eine Seele oder ein Stück davon gefunden."

„Aber, Herr Doctor," warf Faun ein, „warum dann noch einen altkatholischen Gottesdienst, wenn's keinen Gott gibt? Warum dann noch mit theurem Gelde einen altkatholischen Seelsorger bezahlen, wenn's

keine Seele gibt? Ich kann solche Widersprüche nicht auflösen."

„Das sollte doch zu begreifen sein", meinte der Doctor; „diese altkatholischen Pfaffen sollen mit ihren Anhängern den allmähligen Uebergang zum Nichtsmehrglauben machen; sie sollen Andere nachziehen; sie sollen den Vorwand bilden, unter welchem die Regierungen in's Kirchenleben eingreifen können. Sie sollen die Sturmböcke sein, mit denen wir die Mauern des römischen Glaubens einstoßen. Sie werden sich freilich ziemlich abnutzen an den festen Quadern der Kirche, diese Herrn; aber was liegt uns am Ende an diesem Kanonenfutter, wenn wir unser Ziel erreicht haben!"

„Aber, Herr Doctor, meinen Sie, daß diese Pfaffen so ohne weiteres und immer mit Ihnen durch Dick und Dünn gehen werden? Meinen Sie, daß es nie dazu kommen könnte, daß diese Pfaffen, die doch immerhin an einen Gott, an eine Seele u. s. w. glauben, Ihnen erklären: Wir können nicht mehr weiter gehen, der und der Artikel muß geglaubt werden?"

„Beim Aesculap, Herr Faun, Sie machen mich lachen", rief der Doctor Heid, „sind denn diese Pfaffen nicht in unserer Gewalt? O, die sollen sich unterstehen und nicht pariren wollen, wir machen dann nicht so viel Federlesens mit ihnen, wie der

Bischof. Potz Herrschaft! die sollen unsern Arm fühlen, wenn sie nicht thun, was wir wollen."

„Wir werden ihnen von Zeit zu Zeit ganz confidentiell in traulichem Gespräche bei einer Flasche auf den Leib rücken, ihnen zu verstehen geben, daß dieser und jener Glaubensartikel uns weniger anspreche, nicht mehr recht passe, besser wegbliebe, daß es unser Wunsch sei, damit verschont zu werden. Man finde diese und jene Lehre lächerlich, ungenießbar. Der Herr Pfarrer möge um des harmonischen Friedens willen davon abstrahiren, er dürfe das um so eher, da seiner ausgezeichneten Beredtsamkeit, die Jedermann entzücke, noch ein weites herrliches Feld offen stehe. Und ich wette zehn gegen Eins, die Herrn werden im Gefühl ihrer Abhängigkeit von uns und in ihrer lächerlichen Sucht nach Ehre und Anerkennung gern oder ungern unserm Wunsche entsprechen."

„Wenn aber", warf Faun ein, „das sogenannte Gewissen widersteht und ihnen nicht erlaubt, Ihrem Wunsche zu entsprechen?"

„Paperlapa — Gewissen? Ja wohl! die haben ein Gewissen, wie ein Lungensüchtiger eine Lunge; der eine Flügel abgefault und der andere auch nichts mehr nutz. Wohl, Gewissen! Gegen Papst und Bischof haben sie sich empört — den Eid der Treue gebrochen — begehen alle Tage die gröbsten Sünden in der Kirche — ärgern Tausende mit ihrem

Beispiel und Unglauben — stören das Familienglück von Tausenden. Das genirt mich keinen Teufel; aber das weiß ich, daß Menschen, die das Alles früher für die schwersten Sünden erklärt haben und jetzt doch diese Sünden wie Champagner hineinsaufen, ungefähr noch so viel Gewissen haben, wie ein Lungensüchtiger drei Tage vor seinem Absterben eine Lunge."

„Ich hab' früher einmal gelesen, das Gewissen könne gebildet, aber auch verteufelt werden; ich glaub' an kein Gewissen; aber wenn's Eines gäbe, so glaubte ich, daß man es verteufeln könnte. Unsere altkatholischen Pfaffen beweisen es. Also von ihrem Gewissen ist nichts zu fürchten; das ist wie ein altes Feuersteingewehr mit einem hölzernen Feuerstein und einer verrosteten Pfanne."

„Wenn aber", fuhr Faun fort, „das Gewissen in den Herrn doch noch nicht ganz eingeschlafen wäre und sie sich weigerten, Ihrem Ansinnen entgegenzukommen? Wir müssen alle Möglichkeiten berechnen. Was dann?"

„Dann ist die Gemeinde da", trotzte der Doctor. „Wir werden öffentlich in der Gemeindeversammlung den Antrag stellen, diesen oder jenen Glaubensartikel wegzuerkennen. Wie wollen sich dann die Herrn Pfaffen halten, daß sie uns nicht am Ende nachgeben müssen? Wie, Herr Faun?"

„Die Herrn", antwortete dieser, „werden vielleicht sagen, der und der Artikel sei von jeher in der Kirche geglaubt worden.

„Gut so", lachte der Doctor, „sie sollen kommen mit dem Grunde; wir wollen sie gehörig einseifen. Wir werden ihnen sagen: die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes ist in der Kirche immer geglaubt worden; das ist genugsam erwiesen; ihr habt diese Unfehlbarkeit weggeschafft."

„Wir werden ihnen sagen: zu allen Zeiten hat die katholische Kirche die Beicht festgehalten: ihr habt sie abgeschafft."

„Wir werden ihnen sagen: zu allen Zeiten hat die katholische Kirche geglaubt, daß Jesus der Sohn Gottes und nicht der leibliche natürliche Sohn Josephs sei; ihr habt diesen Glaubensartikel abgeschafft; ihr erkennt die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria nicht an. Ganz schön und vollständig einverstanden! Aber könnt ihr vier der wichtigsten Glaubensartikel nach Belieben abschaffen, so könnt ihr's auch mit andern so machen. Also fort mit dem und dem Artikel! Ja, wir werden diese Herrn altkatholischen Pfaffen mit erster Gelegenheit fragen, woher sie sich eigentlich das Recht anmaßen, uns zu lehren, ob und was wir glauben müssen? Von einem Bischofe sind sie nicht gesandt — —"

„Die Herren werden sich“, unterbrach Faun, „darauf stützen, daß die Gemeinde sie berufen habe.“

„Eh bien,“ lachte der Doctor, „so müssen sie auch lehren, was die Gemeinde will; denn nur in der Meinung haben wir diese altkatholischen Pfaffen berufen; wir wollen nicht das Glaubensjoch nur vertauschen, wir wollen gar keines mehr.“

„Daß diese zwölf hundert römischen Bischöfe mit all' ihren Theologen immerhin etwas mehr Wissenschaft und Gelehrsamkeit besitzen, als unsere altkatholischen Kirchenlichter, das dürfen wir denn doch unter uns wohl sagen.“

Faun nickte zustimmend.

„Da hab' ich jüngst Verschiedenes vom Bischof Greith in St. Gallen gelesen. Welch eine Fülle von Gedanken! Welche Schärfe der Begriffe! Welche Logik und Consequenz! Wie zeigt sich dieser Mann bewandert in allen Gebieten des Lebens! Auch das Gebiet der Medicin ist ihm nicht fremd! Und dann seine prächtige, schwungvolle, Kraft mit Anmuth paarende, abgerundete Sprache! Ich wundere mich nun nicht mehr über den Ruf, den dieser Mann in der ganzen civilisirten Welt genießt. Hätten wir den für uns gewinnen können, wahrhaftig, ich hätte unsere ganze altkatholische Clerisei in Deutschland und in der Schweiz mit Freuden an ihn getauscht und noch aus meinem Sack ein Namhaftes nach=

gegeben. Und dieser Greith ist nicht der Einzige der Art unter den katholischen Bischöfen. Es gibt eine ganze Schaar unter ihnen, die auf verschiedenen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft sich ausgezeichnet haben. Wenn wir nun vor der Weisheit und dem Ansehen dieser großartigen Versammlung von Bischöfen unsern Kopf nicht beugen, uns von einer Schaar solcher Männer uns den Glauben nicht diktiren lassen — werden wir dann unsern Verstand unsern altkatholischen Pfäffleins gefangen geben und in Demuth annehmen, was sie uns nach eigenen Heften zu glauben vorstellen. Wenn ich überhaupt etwas glauben will, so will ich dann doch lieber denen glauben, die mehr Gewähr für die Wahrheit bieten; aber ich glaube nichts und darum glaube ich auch unsern altkatholischen Pfaffen nicht, die sich in Wissenschaft und Leben neben den Bischöfen ausnehmen, wie es im Liede heißt:

Eine Wassermaus und eine Kröte
Gingen eines Abends spöte
Einen steilen Berg hinan."

„Ha, ha", lachte Faun, „der Vergleich ist nicht übel: die Versammlung der römischen Bischöfe ein Berg — und unsere altkatholischen Pfäfflein Wassermäuse und Kröten — nun, die Herrn würden sich höflichst bedanken, wenn sie das hörten. Aber wenn sie sich auf die hl. Schrift berufen — was dann Herr Doctor?"

„Ja wohl, hl. Schrift“, spottete der Doctor, „da werden wir den Herrn sagen: Der Eine legt die heil. Schrift so aus, ein Zweiter legt sie anders aus und ein Dritter sagt gar: die hl. Schrift sei kein heiliges Buch, sondern ein Fabelbuch, man könne nicht auf sie schwören. Jetzt, ihr Herrn, welcher von den Dreien hat Recht? Und woher wißt ihr, daß er Recht hat? Und woher wißt ihr, daß ihr Recht habt? Seid ihr unfehlbar oder fehlbar? So werden wir die Herrn fragen und wenn sie zugeben, sie seien fehlbar und können irren, so werden wir sie fragen, ob das nicht eine unerträgliche Anmaßung von ihnen sei, wenn sie ohne höhern Auftrag, ohne höhere Sendung von sich aus uns etwas zum Glauben vorstellen, von dem sie selber nicht wüßten, ob es wahr sei?“

„Nun, so werden die Herrn,“ wandte Faun ein, „sich darauf berufen, daß der in Frage stehende Glaubensartikel ein Bedürfniß der menschlichen Seele befriedige.“

„Das wäre erst recht flott“, jubelte der Doctor; „wenn ihnen das nur in den Sinn käme! Da würden wir gleich die versammelte Gemeinde fragen, ob sie ein Bedürfniß für diesen Glaubensartikel fühle und zur Antwort würde ein von schallendem Gelächter begleitetes „Nein“ aus hundert Kehlen

ertönen. Die Herrn berufen sich auf die fortschreitende Zeit und ihre Bedürfnisse. Da weiß offenbar eine Gemeinde am allerbesten, was sie für Bedürfnisse hat."

„Die Herrn haben sich auf das Volk und die Gemeinde berufen; eh bien! wir lassen das nicht als bloße Phrase gelten; wir werden davon Gebrauch machen; wir werden durch die entschiedene Mehrheit unserer Gemeinde, namentlich durch die Fabrikler und Werkstättler einen Glaubensartikel um den andern todtrufen, bis wir endlich das letzte Plunderstück des sogenannten christlichen Glaubens für immer in die Rumpelkammer geworfen haben."

„Und warum nicht gleich jetzt?" fragte Faun. Der Doctor schüttelte den Kopf: „Sie sind heute schrecklich langsam zum Begreifen. Zuerst müssen doch diese altkatholischen Herrn noch tiefer in den Sumpf hineingeritten werden. Sie haben sich freilich öffentlich von Rom losgesagt; das ist ganz schön; aber die Kluft zwischen Rom und ihnen muß noch größer werden. Wir müssen Alles thun, um ihnen die Rückkehr in die alte Kirche zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Würden wir jetzt gleich vom Leder ziehen, mit Abräumen anfangen und sie die Ketten fühlen lassen, die wir ihnen vergoldet haben, würden sie es jetzt schon merken, daß wir sie nicht als unsere Hirten betrachten, sondern als bloße Leit=

hämmel — so ist begreiflich, daß diese Herrn, die halt doch noch Pfaffen sind, erschreckten und auf die Rückkehr dachten. Warten wir aber, so werden sie uns da und dort in einem minderwichtigen Artikel nachgeben und so wird mit jedem verlornen Artikel ihre Widerstandskraft und ihr Muth schwächer, die Kluft zwischen ihnen und Rom größer — der Stolz dazu und wenn wir sie endlich auf dem Punkte haben, wo es ihnen moralisch unmöglich ist, zurückzukehren zur Kirche — dann, wenn die Rückzugslinie abgeschnitten und verbarrikadirt ist — dann ziehen wir die Larve demüthiger Unterwerfung vollends ab. Dann — —"

„Wird Rom die reuigen Herrn wieder aufnehmen", warf Faun ein.

„Wird nicht geschehen, bis dieselben einen feierlichen Widerruf geleistet und sich vollständig dem Papste und Bischofe unterworfen haben; und dazu sind unsere Herrn Pfaffen einstweilen noch zu stolz, als daß sie eingestehen könnten, sie hätten gefehlt; wenn wir übrigens einmal unser Ziel erreicht haben, so mögen die Herrn immerhin umkehren; es ist dann das Beste, was sie thun können; denn immer gedenken wir solche Herrn doch nicht zu füttern. Jetzt freilich müssen sie uns katholischen Gottesdienst spielen. Ja, wir werden diese katholischen Ceremonien, diese äußeren Formen von ihnen

nachäffen lassen, selbst dann noch, wenn wir die dazu gehörigen Glaubensartikel schon längst durch Abstimmung beseitigt haben. Es ist vieler Leute wegen; sie meinen, so lange sie das Aeußere haben, so lange Messe gelesen, getauft und anderer solcher Hokuspokus gemacht werde, wie früher — so gehe es immer noch katholisch zu und da dürfen sie immer noch dabei sein. Und eben dazu brauchen wir unsere Herrn; mittlerweile wächst in wenig Jahren ein anderes Volk heran; dann fallen die letzten Bedenken weg und eines schönen Morgens wird der Herr Pfarrer einfach nicht mehr gewählt und kann trollen, wohin er will; die Bürgerschaft aber beschließt feierlich, das Pfarreinkommen zu guten Zwecken zu verwenden und der erstaunten Welt den Beweis zu liefern, daß ein aufgeklärtes Städtlein sich auch ohne Pfarrer behelfen kann.

„Sie nehmen also doch Rücksicht auf die Leute", Herr Doctor?" lächelte Faun, „Sie wollen, um das Gelingen ihres Planes nicht zu gefährden, nur allmählig zum Ziele gelangen. Wie können Sie mich dann tadeln, wenn ich Golden einen ähnlichen Weg zur Bekehrung seiner Frau anrathe?"

„Lassen wir das auf sich beruhen, Herr Faun," brach der Doctor ab, der so eben die Uhr hervorgezogen hatte, „die Zeit ist vorgerückt; ich habe noch Anderes mit Ihnen zu besprechen."

Wir lassen die Herrn reden und gehen Heinrich nach.

5.

Der Schutzengel.

Unterdessen war Heinrich heimgekehrt, hatte seiner Frau nachgefragt und zur Antwort erhalten, sie sei in's Kloster gegangen.

Ja dort war Amalie gewesen, bei ihrem Gewissensrathe, dem Pater Irenä, hatte ihm ihre Beichte abgelegt, seinen weisen Rath zu weiterem Wandeln auf dem Wege der Vollkommenheit und die heil. Lossprechung erhalten. Als der greise Diener Gottes sie mit dem schönen Lobspruche: „Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte, antwortete sie fromm: „In Ewigkeit Amen!“ und fuhr fort: „Ehrwürdiger Herr, meine Beicht ist nun geschlossen; ich muß aber Ihre Güte noch für etwas in Anspruch nehmen; ich sage Ihnen das, was nun kommt, wenn auch im Beichtstuhl, doch außer der Beicht, damit Sie nöthigen Falls freien Gebrauch davon machen können, ohne das Beichtgeheimniß zu verletzen.“

Nun erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Faun und erbat sich Verhaltungsregeln. Der hochwürdige Gewissensführer tröstete sie, bestärkte sie in

ihrer Treue, leitete sie an, den kommenden Sturm fest, aber ruhig und gelassen zu erwarten, hob noch verschiedene Bedenklichkeiten ihres zarten Gewissens und entließ sie endlich beruhigt und getröstet.

Sie trat kurz nach ihrem Manne in's Haus, wünschte ihm freundlich guten Abend, erzählte ihm, wo sie gewesen und daß sie Morgens im Kloster die hl. Kommunion empfangen möchte.

„Amalie", antwortete er, „ich habe nichts dawider, wenn Du fleißig zu den Sakramenten gehst; nur wäre es mir lieb, wenn Du einmal der Abwechslung wegen in unserer Pfarrkirche kommuniziren würdest;" er sprach es mit einem leisen Anflug von gereizter Stimmung. Sie zuckte zusammen bei diesen Worten und stand einen Augenblick regungslos da — — doch bald strömte wieder Leben durch sie und mit sanfter aber bewegter Stimme sagte sie: „Heinrich, komm, wir wollen jetzt zu Nacht essen."

Er hatte stärkern Widerspruch erwartet; es schien ihm, die Sache werde sich nicht so ungünstig gestalten; seine gereizte Stimmung entfloh; heiter saß er zum Tisch und unter trauten Gesprächen wurden die einfachen aber schmackhaften Speisen genossen.

Nachdem das Essen vorüber, die Reste und das Geschirr abgetragen, der kleine Georg in seinem

Bettlein entschlummert war und Theres in der Küche abzuwaschen und Schuhe zu reinigen hatte, — nahm Amalie ihren Mann liebevoll beim Arm und setzte sich mit ihm auf's Sopha. Es war ihm eine Lust und Behaglichkeit, nach den Lasten und wehethuenden Auftritten dieses Tages auszuruhen neben dieser treuen Frauenseele, die ihn, wie er wohl wußte, so herzlich lieb hatte. Traulich saßen sie da, ihre Häupter an einander gelehnt.

„Heinrich, wie schön ist es so! Wie ist's mir so wohl, wie bin ich so glücklich in Deiner lieben Nähe und bin es immer gewesen — —“

„Nein, meine Amalie“, widersprach er, „Du bist nicht immer glücklich; ich weiß es leider wohl, daß ich Dich oft durch mein barsches Benehmen betrübt habe — —“

„Schweig, schweig, mein Lieber“, unterbrach sie ihn und verhielt ihm mit der Hand den Mund, „wer so viel Kummer, Sorgen und Widerwärtigkeiten hat, kann nicht immer gleich heiter und aufgeräumt sein.“

„Da hast Du Recht“, fuhr er fort und zog ihre liebe kleine Hand von seinem Munde weg, „aber deßwegen wäre es doch nicht nothwendig, Dir böse, rauhe Worte zu geben; indeß hat Dein milder Sinn immer meinen herben Worten den verletzenden Stachel genommen; eine andere Frau wäre

aufgebraust und hätte mir in gleichem Tone geantwortet und dann wäre Friede und Glück bald fertig gewesen."

„So laß uns, mein theurer Mann, in diesem süßen Frieden, in diesem heitern Glücke fortleben. Laß uns diese hohen Güter sorgsam bewahren. Und darum Heinrich, bitt ich dich, laß mich vor Allem den Frieden meines Herzens bewahren; dann wirst Du mich immer heiter und zufrieden finden. Laß mich meine religiösen Pflichten dort erfüllen, wo ich es thun darf, ohne mein Herz von qualvollen Gewissensbissen gefoltert zu fühlen. Laß mich, wie bisher, in der Klosterkirche den Gottesdienst besuchen und die Sakramente empfangen und verschone mich mit dem Besuche der Pfarrkirche. Gelt Heinrich" — sie strich ihm dabei mit weicher Hand liebevoll das krause Haar, das über seine düster werdende Stirne gefallen war, zurück — „gelt, mein Lieber, Du nöthigest mich nicht zur Sünde?"

„Aber Amalie", erwiderte er etwas verstimmt, „sieh', ich habe so viele gesellschaftliche und geschäftliche Verbindungen, die nun einmal diesen Schritt fordern. Sieh, durch Erfüllung meines Wunsches kannst Du Deinem Manne tausend wehethuende Kränkungen ersparen — und es scheint mir, mit ein wenig gutem Willen sollte es Dir leicht sein, diesen meinen Wunsch zu erfüllen; es liegt doch

offenbar blutwenig daran, in welcher Kirche Du betest."

„Wenn so wenig daran läge, Heinrich", sagte sie sanft, „meinst Du, ich würde um einer Kleinigkeit willen auch nur einen Augenblick mich besinnen, Deinem Wunsch entgegen zu kommen? Aber sag' mir, wäre es Dir gleichgültig, läge Dir blutwenig daran, wenn ich mich mit einem andern Manne abgäbe?"

„Amalie!" — — er schaute sie scharf und wild an.

„Siehst Du Heinrich, wie jagt schon der bloße Gedanke an eine solche Treulosigkeit Dir die Gluth gerechten Zornes auf die Wangen! Aber Du kannst ruhig sein: Ich habe Dir ewige, unwandelbare Treue geschworen, als wir am Altare knieten und es hat mich noch keinen Augenblick gereut. Ich müßte fürchten, das Haus stürze über der Eidbrüchigen zusammen, wenn ich auch nur einen einzigen solchen Gedanken hätte. Aber sieh, an der Communionbank hab' ich jedesmal meinem Herrn Jesus und seinen Stellvertretern, dem Papst und dem Bischofe unwandelbare Treue gelobt; es ist ein heiliges Versprechen; ich muß es halten; ich kann und werde nicht von meiner Kirche abfallen."

„Wenn ich aber einmal meiner Kirche untreu werde — dann ist Deine Amalie ein schlechtes treu=

loses Weib geworden; dann zittere Heinrich! Dann ist es möglich, daß Amalie auch Dir nicht mehr treu sein wird; denn ein Weib, das trotz wiederholter Schwüre seiner Kirche, seinem Glauben abtrünnig wird, ist zu Allem fähig, wenn der Versucher naht. Sie fragt nicht mehr nach Grundsatz und Pflicht, nichts mehr nach heiligem Versprechen, sie thut, was die Leidenschaft ihr eingibt."

„Aber Amalie, Du brauchst ja deßhalb nicht von der katholischen Kirche, nicht von Christus abzufallen, wenn Du auch zu unserm neuen Pfarrer in den Gottesdienst kommst. Er sagt ja immer, er und seine Anhänger hätten die rechte katholische Kirche."

„Heinrich, der Pfarrer lügt; ich sage mit Absicht, er lügt; denn er weiß selber gar wohl, daß er die Unwahrheit spricht, und er spricht sie deßwegen, um auch Andere zu verführen. Aber weil Du wenig bewandert bist in solchen Dingen — gelt, Du zürnest mir nicht, wenn ich Dir das sage — weil Du wenig erfahren bist in solchen Sachen, lassest Du Dich von seinen Lügenreden täuschen. Siehe, so lange die katholische Kirche steht, ist für jeden rechten katholischen Christen das der oberste Grundsatz: Die katholische Kirche ist da, wo der rechtmäßige Papst und die von ihm bestättigten, mit ihm in Verbindung stehenden Bischöfe sind. Wer's

nicht mit diesen hält, wer diesen nicht gehorcht, ist ausgeschlossen aus der Kirche und wenn er auch die eine und andere katholische Lehre beibehält und ihre gottesdienstlichen Handlungen nachmacht. Unser neuer Pfarrer und seine Freunde haben sich ausdrücklich vom Papst und ihrem rechtmässigen Bischofe losgesagt, ihnen den Eid der Treue gebrochen und sich förmlich gegen sie empört. Unser neuer Pfarrer und seine gleichgesinnten Amtsbrüder sind deßwegen im großen Bann und alle ihre amtlichen Handlungen sind schwere Todsünden, deren sich auch Alle Jene schuldig machen, welche ihrem Gottesdienste beiwohnen. Ich hätte keine frohe Stunde mehr, ich möchte nicht mehr singen und lachen, wenn ich an solchem Gottesdienste Theil nehmen müßte."

„Daneben will ich Dir noch Etwas sagen."

„Sieh, die sogenannten Altkatholischen oder Falschkatholiken arbeiten daran, die Civilehe einzuführen; die Civilehe ist kein Sakrament, kann jeden Augenblick aufgelöst werden, sobald es einem Theil verleidet ist und er sündig an eine andere Person denkt. — Aber Du möchtest in eine elende ansteckende Krankheit fallen, oder sonst hülflos werden — wenn die ganze Welt Dich verließe, so würde Dein treues Weib bei Dir ausharren und wenn ich mein ganzes Leben lang durch die härteste ungewohnteste Arbeit oder durch Betteln von Haus zu Haus Dir

und mir das Brod erwerben müßte, ich würde freudig der Welt und ihren lockendsten Verheißungen den Rücken kehren und an Deinem Schmerzenslager meine einzige Ruhe finden. Sieh, die Welt, die Altkatholiken nennen solche Liebe Thorheit; der ächte katholische Glaube nennt sie Pflicht. Die Altkatholiken thun das Thor auf zu einem andern sündhaften Bündniß. Die ächte katholische Kirche verschließt das Thor mit dem heiligen Gebote: Treue bis zum Tod!" —

Sie hielt einen Augenblick inne, schmiegte sich innig an ihn, umschlang seinen Hals, „gelt Heinrich, ich bleibe Dir und meiner Kirche treu — dann werden wir auch ferner so friedlich und glücklich zusammenleben. Ja, Du bist viel zu gut, als daß Du mir den Frieden rauben und mich deßwegen mit Schlägen mißhandeln könntest, wie's da und dort in unserm Städtchen Frauen passirt ist, die ihrer Kirche treu bleiben wollen."

„Davor bewahre mich Gott, Amalie! Doch will ich mir die Sachen besser überlegen, es findet sich vielleicht ein Mittelweg!"

„Ich darf also Morgens in die Klosterkirche gehen! Ohne Deine Erlaubniß thue ich's nicht."

„Nun ja, so geh und bete für uns Beide, daß wir das Rechte finden."

„Heinrich, ich danke Dir," sagte sie mit seliger Freude, gab ihm einen herzlichen Kuß, stand auf und machte sich noch an die Beendigung einiger Geschäfte. Er sah der lieblichen Gestalt, die still und anmuthig wie ein Engel dahinschwebte und auch über die gewöhnlichsten Handlungen einen eigenen Reiz zu verbreiten wußte, mit behaglicher Zufriedenheit nach.

„Aber Faun — was wird der dazu sagen? und meine Freunde?" — Nachdenklich blickte er in die aufsteigenden wohlriechenden Wölklein seiner Cigarre, die er so eben angezündet hatte.

„Nun, nun, gut Ding braucht Weile; keine Festung ergibt sich auf den ersten Ruf," entschuldigte er.

6.

Der Würgengel.

Amalie war also Sonntags früh in die Klosterkirche gegangen. In der ersten hl. Messe hatte sie sich auf die hl. Kommunion vorbereitet. Die Engelspeise im Herzen kehrte sie mit auf der Brust gefalteten Händen in stiller Sammlung an ihren Platz zurück. „Ich habe Ihn gefunden, den meine Seele liebt;" das war der Grundton ihrer Gefühle. Und diesen ihren Heiland, ihren Gott und Erlöser sollte sie durch eine Todsünde der schwersten Art be=

leidigen! Sie sah wohl ein, daß der schreckliche Faun nicht ruhen werde, bis er sein Ziel erreicht habe. Sie wußte, daß die Angriffe auf ihren Glauben stärker wiederkehren werden, daß sie am Ende nichts anderes vor sich habe, als entweder zu sündigen oder unter aufreibenden Kämpfen dem Grabe entgegenzugehen. Sie ahnte, daß sie jetzt für lange Zeit zum letzten Mal ihren Heiland empfangen habe, für lange Zeit alles geistlichen Trostes und Rathes beraubt sein werde. Darum wiederholte sie dem Könige ihres Herzens, ihrem Erlöser und Seligmacher, das feierliche Gelübde, Ihm und den von Ihm bestellten Vorstehern der Kirche bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens treu zu bleiben. Sie flehte aber auch in dieser letzten Stunde vor dem anbrechenden Kampfe mit glühender Andacht zu ihrem göttlichen Bräutigam um die Gnade der Standhaftigkeit, um Bekehrung ihres Mannes, um Bewahrung ihres Knaben vor Abfall, wenn sie allenfalls während des Kampfes dahinsterben und ihr Kind schutzlos zurücklassen müßte. Selbst ihr Leben wolle sie darbringen für die Umkehr ihres Mannes.

Die zweite hl. Messe war vollendet; gerne wäre die fromme Seele auch in der dritten geblieben; aber sie wußte, daß Manches daheim zu besorgen sei, daß Heinrich prompte Ordnung liebe und daß es ihre Pflicht sei in Allem, was nicht Sünde, den

Wünschen ihres Mannes bereitwillig zu folgen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich und je treuer sie die Pflichten gegen Gott erfüllt, desto weniger versäumt sie die Pflichten gegen den Mitmenschen. Sie holt Segen vom Himmel und streut ihn in ihrem Kreise auf Erden aus.

Amalie mußte heim; einen letzten langen Blick warf sie noch auf den Tabernakel, einen Blick, in welchem trauernder Schmerz des Abschiedes, aber auch gläubiges Vertrauen und liebende Entschlossenheit sich abspiegelte. Sie stand auf; getröstet und gestärkt wandelte sie der Thüre zu, machte sich mit Weihwasser das siegreiche Zeichen des hl. Kreuzes auf die Stirne, noch ein Blick nach dem Allerheiligsten ——, dann eilte sie durch die noch ziemlich menschenleere Strasse ihrer friedlichen Wohnung zu; doch konnte sie nicht anders, sie mußte noch einmal umsehen nach der Thüre, durch die sie so oft ihren Heiland besucht; es war ihr, wie wenn sie weit fort reisen müßte und die Klosterkirche nie mehr betreten würde. Die Ahnung wurde zur Wahrheit: Amalie Golden hatte heute zum letzten Mal in der stillen Klosterkirche geweilt. —

Selbigen Tag hatten in der Pfarrkirche die alt- oder falsch-katholischen Inquisitoren fleißig und genau Umschau, wer von den höhern Ständen im Gottesdienste gegenwärtig sei und wer nicht und

auch über die Strassen und Gäßlein weg war das Auge ihrer Spione thätig.

So blieb denn Amalien's Kirchgang in's Kloster nicht verborgen und eine Fluth von Spottreden auf ihren Mann, von Verwünschungen auf sie selbst ergoß sich von den frechen Lippen der gebildeten Welt des Städtleins; — Alles im Namen der Glaubensfreiheit! —

Faun traf Heinrich Montags in düsterer Stimmung an. „Was kalendern Sie denn wieder, Herr Golden?“ fragte Faun mit heuchlerischer Unbefangenheit.

„Sie wissen es wohl, Herr Faun, meine Frau hat sich gestern die Freiheit genommen, in die Klosterkirche zu gehen und jetzt ist deßwegen wieder allerwärts der Teufel los, als wenn die leibhaftige Inquisition bei uns eingezogen wäre. Unter dem alten Pfarrer war's doch nicht so. Ich bin halbe Jahre nicht in unsere Pfarrkirche gekommen, bin zur Abwechslung dann und wann in die protestantische Kirche gegangen, so auch Andere; aber es hat kein Hahn darnach gekräht. Es kann bei Gott in Rom, von wo doch aller Zwang herkommen soll, nicht ärger und drückender zugehen als in unserm aufgeklärten Städtlein, wo jeder Bube, der noch nicht trocken ist hinter den Ohren, von Freiheit schreit, als wenn er sie kübelweise gefressen hätte.“

„Sie sehen die Sache zu trüb an, mein werther Freund," antwortete Faun, „Sie müssen eben die Menschen nehmen, wie sie sind. Es ist nun einmal die geistige Strömung in unserm Städtchen so und da ist es doch gewiß besser, mit dem Strome zu schwimmen, als nutzlos gegen ihn sich abzumühen. Nun, wie benimmt sich Ihre werthe Frau dabei?"

Treuherzig berichtete Heinrich der Natter, die sich Freund nannte, Alles.

„Ah, so," tröstete Faun, „für's erste Mal haben Sie Ihre Sache gut gemacht; das ist Klugheit, die mit den Verhältnissen rechnet und nichts überstürzt. Wenn aber Amalie Ihnen angeboten hat, sie gehe wider Ihren Willen nicht in's Kloster, so hätten Sie das Anerbieten annehmen dürfen, ja sollen; dann hätten Sie sich manches saure Wort erspart; das Wegbleiben Ihrer Frau vom Kloster wäre als eine Conzession, als ein Schritt zur Annäherung an die altkatholische Partei betrachtet worden und man hätte sich einstweilen wieder damit begnügt. Nur immer klug alle Umstände benützen! Aber darauf müssen Sie bestehen, daß Amalie für einstweilen, nur für einstweilen, die Klosterkirche meide. Sie erreichen dadurch noch das, daß Ihre Frau den mönchischen Einflüsterungen und Anreizungen zur Widersetzlichkeit entzogen wird und zudem

lernt sie nach und nach das Kloster entbehren. Nur langsam vorwärts, aber doch immer vorwärts; jeden Tag ein Schrittlein, so kommt man doch dem Ziele immer näher und am Ende findet der vollständige Uebergang statt ohne Streit und Ungemach."

Faun sprach das Alles so im Tone eines theilnehmenden, das Beste wollenden Freundes und Rathgebers, daß in Heinrich auch nicht der geringste Argwohn aufstieg; ja er dankte sogar seinem ärgsten Feinde, der nur auf die Verführung oder den Untergang seines treuen Weibes sann, herzlich für seine guten Räthe.

Am nächsten Montag Abends saß Heinrich bei einem Glase Bier, andere Herren kamen auch und — das alte Gespräch kam wieder auf's Tapet.

„Ihr Wohlsein, Herr Golden," rief der Herrn Einer und stieß mit ihm an, „Sie haben, wie es scheint, einen Sturm auf den römischen Glauben Ihrer Frau gewagt und schließlich ist ein Waffenstillstand und Vergleich zu Stande gekommen, der dahin lautet: Madame Golden besucht die Klosterkirche nicht mehr so oft, kann aber auch nicht zum Besuch unseres Gottesdienstes verpflichtet werden. — Nun, nun, s'ist immerhin Etwas; aber Sie hätten besser stürmen sollen, bis sich die Besatzung auf Gnade oder Ungnade ergeben hätte."

„Ja, ja," warf ein Anderer ein, „das sind Halbheiten, Golden, die gehen nicht mehr an; es muß ein Schritt vorwärts geschehen; Frau Golden muß in die Pfarrkirche kommen, muß sich öffentlich zu uns bekennen."

„Bitte, meine Herren," bemerkte Heinrich, „Sie haben gehört, daß man festgewurzelte Vorurtheile und Grundsätze nur langsam entfernen kann und soll."

„Pah, Grundsätze! Weiber sollen nur einen Grundsatz haben; ihr erster und letzter Grundsatz soll sein: ihr Weiber seid euren Männern unterthan! So steht's in dem Buche, das unsere Pfaffen die hl. Schrift nennen und das ist das Beste darin."

„Halt! das geht nur die Weiber an, welche einen Mann haben; wenn aber Einer kein Mann ist, sondern die Frau den Pantoffel schwingt, da heißt es halt umgekehrt: Ihr Männer gehorchet euern Weibern. Beim Donner! meine Frau sollte sich mucksen und mir mit Grundsätzen kommen — wohl, ich würde ihr die Grundsätze sammt den Haaren ausreißen oder mit Fäusten vertreiben."

„Schon wieder so hitzig!" rief der eben eingetretene Faun, „Grundsätze und Fäuste passen doch nicht zusammen; mit Fäusten bekehrt man Niemand. — Herr Golden ist aufgeregt; Sie haben ihn gewiß wieder geplagt."

„Wir hatten Golden zu den Unsern gerechnet, hielten ihn für einen aufgeklärten festen Mann, auf den man zählen und rechnen könne und jetzt scheint er sich als Pantoffelheld zu entpuppen. Das will uns nicht in den Kopf, uns so von ihm getäuscht zu sehen."

„Sie täuschen sich deßwegen an Golden nicht," berichtigte Faun. „Er ist so aufgeklärt, als irgend Einer von uns und auch an Muth fehlt es ihm nicht; wenn er nun einmal sein Ziel nur allmählig erreichen will, nicht mit Gewalt, sondern auf dem Wege sanfter Ueberredung, und so den Frieden mit seiner Frau bewahren will — was schadet denn das? Gedeiht die Sache nicht um so gründlicher? — Ich habe Sie gesucht, Herr Golden, um dringende Geschäftssachen mit Ihnen zu besprechen."

Beide tranken aus, bezahlten und empfahlen sich.

„Es ist doch verdrießlich und fatal," hob Heinrich auf dem Wege an, daß man keine Stunde ruhig beim Glase Bier sitzen kann, ohne solcher Dinge wegen belästigt zu werden und zudem auf eine Weise, daß mir das Blut in den Kopf steigt und ich mir alle Gewalt anthun muß, um nicht vom Zorne hingerissen, auf eine Art loszubrechen, die mich nachher reuen würde."

„Es ist wirklich fatal und verdrießlich, ich muß es selber sagen," entgegnete Faun, „ich habe keine

besondern Geschäfte mit Ihnen; ich hörte im Vorbeigehen, daß man wieder mit Ihnen disputire und trat ein, um Sie mit guter Art aus der Gesellschaft los zu machen. Leider muß ich Ihnen bemerken, was Sie vielleicht auch schon werden wahrgenommen haben: daß ich durch meine vermittelnde Stellung in ein schiefes Licht gerathe und man hat mir schon zu wiederholten Malen ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß man sich auch an mir getäuscht zu haben glaube. Wenn diese Meinung Boden gewinnen würde, namentlich in weitern Kreisen, so müßte doch mit der Zeit ein Nachtheil für unser Geschäft daraus entstehen. Was fangen wir an, Herr Golden, was fangen wir an? Etwas muß geschehen; umsonst stemmen sich Einzelne der gewaltigen Strömung entgegen. — — Halt! mir fährt ein guter Gedanke durch den Kopf; sehen Sie, dort geht unser neuer Herr Pfarrer vorbei. Wie wär's, wenn Sie ihn zu Hilfe nähmen; der ist gewiß im Stande, Ihre Frau auf andere Wege zu bringen. Nehmen Sie den Herrn Pfarrer zu Hilfe; thun Sie das! Wünsch' Ihnen guten Abend, Herr Golden, ich habe noch Wichtiges zu besorgen."

„Guten Abend Herr Faun!" grüßte Heinrich und schritt vorwärts; Faun eilte lachend über die breiten steinernen Treppen seines Hauses in sein Zimmer hinauf.

Golden kam trüb und verstimmt nach Hause. Amalie mühte sich umsonst ab, ihn zu erheitern. Die Ausdrücke Pantoffelheld, Mann ohne Muth, der Vorwurf, er sei nicht aufgeklärt u. s. w., wälzten sich in seinem Kopfe herum und ließen ihm keine Ruhe. Sein Stolz war empfindlich aufgeregt. Dazu kam die Andeutung von Faun, daß ferneres Widerstreben ihrem Geschäfte finanzielle Nachtheile verursachen könnte. Endlich war er der beständigen Plackereien satt: die Sache mußte anders werden. Er setzte die letzte Hoffnung, Amalien in Güte auf die altkatholische Seite zu bringen, auf den neuen Pfarrer; sollte auch der nichts ausrichten, dann müsse zu ernstern Mitteln gegriffen werden.

Das Wenige, was Amalie aus ihrem Manne herausbrachte, ließ sie in's ganze schändliche Spiel hineinblicken; sie litt unbeschreiblich.

Kurze Zeit darauf traf Heinrich den neuen Pfarrer auf der Strasse an, grüßte und fragte ihn, ob er ihm einige Augenblicke Gehör schenken könnte.

„O mit Freuden steh' ich zu Diensten," hatte der Pfarrer versichert und nun trug ihm Golden vor, es wäre ihm ein sehr großer Dienst, wenn Herr Pfarrer ihm eine Visite machen würde; es handle sich darum, seiner sonst so guten Frau bezüglich der kirchlichen Frage den Kopf etwas zurecht zu setzen; Er glaube, es fehle nur an der nöthigen Belehrung.

Der Pfarrer antwortete, er werde sehr gern kommen und er zweifle keinen Augenblick, daß Madame Golden von der unwiderstehlichen Macht der Wahrheit überwunden eine der treuesten Stützen des Altkatholizismus sein werde.

„Ich würde Sie," entschuldigte Heinrich, „gern zum Kaffee einladen, aber meine Frau könnte den Unrath — bitte Herr Pfarrer, Sie verzeihen, ich wollte sagen, sie könnte das verabredete Spiel merken und wer weiß, was ihr in den Sinn kommen würde!"

„Wenn Sie erlauben und ich nicht störe, komme ich Morgen Nachmittag zu Ihnen," meinte der Pastor.

„Ganz einverstanden, Herr Pfarrer," bestätigte Heinrich, „ich bin so frei, Sie auf diese Zeit zu erwarten." Damit verabschiedete er sich und ging seinen Geschäften nach, ruhig und getrost in der Ueberzeugung, ein so gelehrter Herr werde doch so ein unstudirtes Weiblein bald bekehren können. Der gute Golden kannte eben die Macht des Glaubens und fester religiöser Ueberzeugung nicht, wußte nicht, daß die Lüge, wenn sie auch alle Künste zu Hilfe nimmt, an einer gläubigen Seele, die gehörig unterrichtet ist und Gottes Beistand anruft, zu Schanden wird.

7.

„Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe .... und sie wird dir den Kopf zertreten.“

Der ersehnte Nachmittag kam; Golden war zu Hause geblieben und hatte Briefe gelesen und geordnet. Da tönte die Hausglocke; Heinrich vermochte seiner Aufregung nicht ganz Meister zu werden und zitterle etwas. Man hörte durch die Stiege hinauf Schritte; Theres trat ein und meldete den neuen Pfarrer.

„Wie? Was? Herr Pfarrer?“ fragte Golden mit dem gut nachgemachten Ausdruck der Ueberraschung und eilte zur Thüre.

„Ah guten Tag, Herr Pfarrer! treten Sie gefälligst ein; das ist recht schön von Ihnen, daß Sie uns auch einmal die Ehre geben und Sie treffen's so gut; sonst bin ich um diese Zeit sehr selten daheim; da mahnt mich ein guter Geist und ich halte wieder einmal Heerschau über meine Briefe. Sie wissen, man muß von Zeit zu Zeit aufräumen, sonst wachsen Einem die Papiere über den Kopf. Amalie — mit Ihrer Erlaubniß, das ist meine liebe Hausfrau — Amalie, schnell eine Flasche von dem in der rechten Ecke; weißt schon; so jetzt spute Dich.“

„Nehmen Sie Platz, verehrtester Herr! So, das freut mich in der That."

Frau Golden kam mit dem Wein, während Heinrich unterdessen drei Kristallgläser hervorgeholt hatte.

„So, Amalie, Du sitzest auch zu uns, nicht wahr?" Er füllte die Gläser, „jetzt stossen wir an, auf Ihre Gesundheit, Herr Pfarrer!" — „Das tönt ja prächtig! — Nicht wahr, der mundet?"

„In der That," lobte der Herr Pfarrer und kostete noch einmal, „in der That, das ist ein Ivorne, wie ich mich nicht erinnern kann, solchen getrunken zu haben und Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie mir ein solches Tröpflein verschaffen könnten."

„O das ist schon zu machen," bemerkte Heinrich, „aber Amalie, Du bleibst doch bei uns am Tisch; Du darfst auch einmal etwas freie Zeit haben. Sie ist so herzensgut, Herr Pfarrer, wahrhaft eine Perle; nur hat sie einige thörichte Grillen im Kopfe wegen unserer kirchlichen Verhältnisse. Bei dieser Gelegenheit könnten Sie einmal versuchen, Amalien eines Bessern zu belehren."

„Sie wissen, Verehrteste," antwortete der Pfarrer, „ich mache so mit Zeit und Gelegenheit meine Antrittsvisiten, um meine werthen Pfarrkinder genauer kennen zu lernen und allenfallsige Mißverständnisse, die in einer so bewegten Zeit gern auftau=

chen, zu beseitigen. Nur das vertrauliche Entgegenkommen der Pfarrkinder ermöglicht mir ein segensvolles Wirken. Wenn mir Madame Golden ihr Zutrauen schenken und ihre Zweifel offenbaren will, bin ich gerne bereit, ihr die nöthige Aufklärung zu geben und es würde mich unsäglich freuen, zu beiderseitigem Verständniß mein Schärflein beitragen und Ihre edle Frau zu meinen treuen Pfarrkindern zählen zu können. Ich möchte Sie, verehrteste Dame, gar nicht tadeln wegen Ihrer treuen Anhänglichkeit an die römische Kirche; wenn solche Seelen einmal recht belehrt sind, so umfassen sie mit der ganzen Innigkeit ihres edelsinnigen Herzens die endlich gefundene Wahrheit und werden dann die treuesten und ergebensten Stützen derselben."

„Wollen Sie so gütig sein, Madame, und mir Ihre Zweifel gegen die altkatholische Sache offenbaren?"

Nachdem Amalie nun einmal, ohne den Zorn ihres Mannes im höchsten Grade zu erregen, sich nicht entfernen durfte, so betete sie innerlich um Fassung, Ruhe und Erleuchtung; dann fragte sie: „Erlauben Sie mir, Herr, alle Zweifel, die mich drücken, frei und offen vorzutragen?"

„Unbedingt, Madame! Je freier, desto besser!" antwortete der Pfarrer in sicherm Bewußtsein des Sieges.

„Wollen Sie uns," fuhr Amalie weiter, „Alles glauben und halten lehren, was die katholische Kirche zu glauben und zu halten befohlen hat vor dem letzten Conzil?"

„Allerdings, Verehrteste," bejahte der Pfarrer fromm.

„Sie haben in die Hände Ihres Bischofes das feierliche Versprechen des Gehorsams gegen ihn abgelegt und dieses feierliche Versprechen haben Sie gebrochen, offen vor der ganzen Welt sich vom Bischofe losgesagt, ihm den Gehorsam aufgekündet. Begreifen Sie, daß mein Zutrauen zu Jemanden nicht groß sein kann, der seine heiligsten Gelöbnisse bricht?"

„Madame, der Vorwurf, den Sie mir machen, wäre ein entsetzlicher, wenn er begründet wäre; aber Eugenius Lachat ist nicht mehr Bischof; die Regierung hat ihn ja abgesetzt und somit habe ich keine Pflicht mehr, ihm zu gehorchen."

„Ich will im Vorbeigehen Ihnen nur bemerken, daß der weitaus größte Theil der Gläubigen unseres Bisthums den abgesetzten Bischof noch immer für den rechtmässigen hält und daß, wenn die Regierungen die ganze Sache der Abstimmung des Volkes unterbreiten würden, Bischof Eugenius mit jubelndem Mehr als rechtmässiger Bischof anerkannt würde. Sie können das selber nachrechnen. Das

wissen die radikalen Regierungen; d'rum legen sie die Sache dem Volke nicht vor und handeln eigenmächtig, ohne nach dem Volke zu fragen, was mir russisch, aber nicht republikanisch vorkommt. Sie selbst gehören einem Kanton an, der mit ungeheurer Mehrheit den hochw. Bischof Eugenius anerkennt. Also die Regierungen hätten nie das Recht gehabt, den Bischof abzusetzen, schon deßwegen nicht, weil das Volk, das doch der eigentliche Meister ist, dawider war."

„Warum stand es denn nicht auf und wehrte sich für seine Rechte?"

„Was konnte das Aufstehen und sich Wehren helfen, wenn man das katholische Volk nicht hören wollte oder ihm mit Soldaten drohte oder es durch Andersgläubige, durch Protestanten, Juden hätte überstimmen lassen, welche die Sache offenbar nicht im Mindesten anging! Das wissen Sie besser als ich. Indessen setze ich den Fall; Volk und Regierung wären einig gewesen und die Regierungen hätten wirklich den Bischof im Namen und Auftrag des Volkes abgesetzt — so müssen Sie doch eingestehen, daß in der katholischen Kirche niemals weltliche Regierungen einen Bischof absetzen konnten. Nur der Papst konnte das und er mußte, so viel mir bekannt ist, zuerst eine strenge Untersuchung über den Bischof vornehmen und konnte erst dann,

wenn bestimmte Verbrechen vollständig bewiesen waren, den Bischof absetzen. So ist es, so viel ich weiß, bis zum letzten Conzil Gesetz gewesen in der Kirche. Nun ist unser hochwürdigster Bischof Eugenius vom Papste nicht abgesetzt worden; also ist er noch Ihr rechtmässiger Bischof, dem Sie Gehorsam schuldig sind. Diesen Gehorsam haben Sie ihm aufgekündet und darum kann ich zu Ihnen kein Zutrauen haben. Das ist mein erster schwerdrückender Zweifel."

„Wenn Sie die Kirchengeschichte studirt hätten, was zu fordern, freilich unbillig wäre, so müßten Sie wissen, Madame, daß schon früher öfters der Fall eintrat, daß Bischöfe und Priester von den Regierungen und vom Volke gewählt wurden; daraus folgt klar, daß die Regierungen und das Volk auch Bischöfe und Priester wieder absetzen können. Was früher geschah, warum sollte das nicht auch jetzt noch geschehen dürfen?"

„Mein Herr, ich habe öfters gelesen, daß ausgezeichnete Männer vom Volke oder von Königen und Kaisern zu Bischöfen und Priestern verlangt und vorgeschlagen wurden; aber ich habe ebenso auch gelesen, daß diese Männer von der Kirche geweiht und gesendet wurden und nicht von den Kaisern oder vom Volke. Wer die Gewalt hat zu weihen, hat auch das Recht zu senden. Wenn man dem

Bischofe das Recht abstreiten will, seine Priester zu senden, wohin er will, so kann er einfach sagen: ich weihe keine Priester mehr. Mir ist's klar, daß die Kirche weihet und sendet; mir ist's klar, daß die Kirche das Kirchenamt gibt; mir ist klar, daß die Kirche und nur die Kirche einem Bischof sein Amt gibt und darum ist's mir eben so klar, daß kein Kaiser oder König, kein Staat und kein Volk einem Bischof auf gesetzlichem Weg sein Amt nehmen und ihn absetzen kann. Freilich ist's oft geschehen, daß Regierungen Päpste und Bischöfe abgesetzt und vertrieben haben, z. B. einen hl. Chrysostomus, Athanasius und andere mehr; aber das waren Zeiten der Verfolgung und Sie werden doch solche Handlungen despotischer Regierungen nicht rechtfertigen und als Muster aufstellen wollen!"

„Allerdings nicht, Madame; aber man muß unterscheiden; wenn fromme ausgezeichnete Männer, wie die von Ihnen Genannten, verfolgt werden, so ist das eine Ungerechtigkeit und darf nicht nachgeahmt werden; anders verhält sich die Sache zu unserer Zeit. Unser Bischof ist keineswegs — —"

Der Pfarrer wollte in Schmähungen ausbrechen; aber Frau Golden blickte ihn mit so eigenthümlich scharfem Auge an, daß er merkte, es sei gut, wenn er sich der Mäßigung befleißige, um sein Ziel zu erreichen; er fuhr daher etwas sanfter fort:

„Es gibt Mißbräuche, denen man mit Gewalt entgegentreten muß — Personen, die wenig Sinn zu haben scheinen für zeitgemäße Entwickelung und Fortschritt der Kirche; da kann oft nicht anders geholfen werden als mit Gewalt. Außerordentliche Uebelstände erfordern außerordentliche Mittel“

„Womit hat denn unser hochwürdigste Bischof seine Absetzung verschuldet?“

„Er hat die Unfehlbarkeit des Papstes seinen Untergebenen zu glauben befohlen, trotzdem die hohe Regierung es ausdrücklich verboten hat.“

„Da habe ich wieder einen Zweifel; ich weiß gar nicht, woher eine weltliche Regierung das Recht nimmt, zu erlauben oder zu verbieten, was wir glauben und nicht glauben dürfen. Der Regierungsrath in Jerusalem hat den Aposteln auch verboten, die Lehre vom auferstandenen Jesus zu predigen; aber die Apostel haben nach diesem Verbote der hohen Regierung nichts gefragt und die Lehre Jesu dennoch verkündiget. Und warum hat Jesus nicht die hohe Regierung von Jerusalem beauftragt, über seine Lehre zu wachen und den Leuten vorzuschreiben, was sie glauben müssen?“

„Aber Madame, Sie scheinen zu vergessen, daß die Regierung von Jerusalem aus Juden, aus den ärgsten Feinden Jesu bestand, während unsere hohe

Regierung eine christliche ist; man darf diesen Unterschied nicht vergessen.“

„In der That, das ist ein Unterschied, den ich nicht gefunden hätte; über diesen Unterschied müssen Sie einmal predigen; das ist eine sehr zeitgemäße Frage; aber ich rathe Ihnen die stärksten Beweise aufzusuchen, sonst glaubt Ihnen kein Mensch, daß zwischen der Regierung in Jerusalem und der unsrigen ein Unterschied bestehe. Doch halt! ich finde wenigstens einen zweifachen: die eine Regierung wirkte im Judenlande, die andere wirkt im Schweizerlande; die — —“

„Amalie, Du wirst muthwillig“, zürnte Heinrich, „sind die Mitglieder unserer hohen Regierung nicht getaufte Christen?“

„Und das ist der zweite Unterschied, lieber Mann, die Einen haben einen Taufschein, die Andern nicht — aber darin ist kein Unterschied: die Einen suchen das Werk Jesu Christi zu vernichten, wie die andern; die Einen nannten Jesus einen Gotteslästerer, weil er sagte, er sei Gott und die Andern sagen, er sei nur ein ordinärer Mensch, wie andere Menschen auch. Der hohe Rath zu Jerusalem hat die Apostel verfolgt, unsere Regierung verfolgt die Nachfolger der Apostel. Die Einen haben die Lehre Jesu als ein Aergerniß verfolgt und unsere hohe Regierung, ich frage Dich, Heinrich, wann ist sie je für

Jesus und seine Lehre eingetreten? Sind nicht gerade die Regierungsblätter es, welche alles Heilige seit Jahr und Tag in ihrem Kothe herumgezogen haben? Ja, getauft sind die Herrn, das ist wahr; aber geh' in die Zuchthäuser und frage, ob die Diebe und andere Verbrecher nicht auch getauft seien. Die Taufe allein genügt nicht; zur Taufe gehört christliches Glauben und Leben. — Und solche Menschen, die bereits seit ihren Studentenjahren am Glauben Schiffbruch gelitten haben, die vor kurzer Zeit noch öffentlich erklärten, sie gehören keiner Kirche mehr an, solche Menschen wollen sich das Recht anmassen, vorzuschreiben, was wir glauben müssen und was nicht. Uebrigens, was hat denn, wenn ich weiter fragen darf, unser hochwürdigster Bischof sonst noch gefehlt?"

„Der Bischof hat Priester vom Amte entsetzt, die sich ihm nicht unterwarfen und die Unfehlbarkeit nicht annehmen wollten."

„Da bin ich wieder ganz im Unklaren. Zu allen Zeiten ist in der katholischen Kirche geglaubt worden, daß man sich einem allgemeinen Conzil unterwerfen müsse und ich habe nie gelesen und gehört, daß einzelne Priester eine Ausnahme machen und glauben können, was ihnen gefällt. Wenn Etwas als Wahrheit zu glauben vorgestellt wird, so denke ich, gehe das alle Katholiken an. Darum sind auch

zu allen Zeiten Weltliche und Geistliche aus der Kirche ausgestoßen worden, wenn sie nicht glauben wollten, was der hl. Vater und die Bischöfe als Glaubenslehre anzunehmen vorstellten. Die Bischöfe mußten solche Priester ausstoßen, sonst hätten sie die Vorschriften der Kirche nicht befolgt, und wären selber in den Bann gekommen. Oder glauben Sie nicht, daß der Bischof als Hüter der Wahrheit die Pflicht und das Recht hat, solche Geistliche auszustoßen, welche die geoffenbarte Wahrheit verwerfen und ihre anvertraute Heerde Falsches lehren!"

„Aber Madame, wer stößt dann diejenigen aus der Kirche, welche von Oben herab Irrthümer in die Kirche bringen?"

„Von Oben herab? Von Oben herab kommt der hl. Geist, der Geist der Wahrheit und der wird doch nicht Irrthümer in die Kirche bringen?"

„Sie verstehen mich nicht, Verehrteste, ich meine, wenn die Spitzen der Hierarchie, wenn Papst und Bischöfe Irrthümer lehren, wenn ich Ihnen beweisen kann, daß es auf dem letzten Conzil mit Lug und Trug zugegangen ist, daß die nöthige Freiheit fehlte zur gehörigen Stimmabgabe, wenn ich Ihnen sage, wie viele Bischöfe gegen die Unfehlbarkeit redeten.—"

„Die Bischöfe durften also doch dagegen reden, hatten also doch die nothwendige Freiheit?"

„Ja, aber nur der kleinere Theil, nur die deutschen Bischöfe hatten den Muth, wider das Lügenwerk zu reden."

„Aber wie konnten denn diese muthvollen wahrheitsliebenden Männer in der Heimath ihrem Volke dieses Lügenwerk als Wahrheit zu glauben vorstellen?"

„Leider durften sie nicht anders; sie mußten."

„So, so, in Rom, in einem fremden Lande, in einer fremden Stadt, hatten sie den Muth, wider die Unfehlbarkeit zu reden und daheim im eigenen Lande hatten sie nicht den Muth dazu. Was hatten diese Bischöfe daheim zu fürchten?"

„Die Bischöfe hatten die Exkommunikation zu fürchten."

„Die Exkommunikation ist allerdings ein entsetzliches Unglück, mein Herr, und ich könnte keine Minute mehr schlafen, wenn sie über mich ausgesprochen würde; wie können Sie, obwohl auch mit dieser entsetzlichen Strafe belegt, so ruhig sein?"

„Eine ungerechte Exkommunikation hat keine Wirkung für den, welcher der gerechten hl. Sache der Wahrheit zu dienen sich bewußt ist."

„Aber haben denn die deutschen Bischöfe das nicht gewußt? Hätten Sie denn im Bewußtsein ihrer gerechten Sache Rom's Bannstrahl nicht auch als einen ungerechten und wirkungslosen verachten können?"

„Ja, sehen Sie, Madame, die Bischöfe mußten fürchten, daß die Jesuiten das Volk wider sie aufwiegelten, wenn sie die Unfehlbarkeit nicht verkündeten."

„Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, ich bin nur eine Frau, eine unstudirte dumme Frau; aber kein Mensch kann mir das begreiflich machen, daß die Bischöfe, geschützt durch das Zutrauen ihres gläubigen Volkes, geschützt durch den mächtigen Arm des Staates, geschützt durch ihr eigenes gutes Gewissen jemals von den Jesuiten etwas zu fürchten gehabt hätten und die Macht der Jesuiten haben Sie nun bereits kennen gelernt, seitdem ein einziger Federzug der Regierung genügte, alle aus dem Lande zu treiben. Nein, nein, mein Herr, so viel weiß ich, daß diese hochgepriesenen Bischöfe nicht die Unfehlbarkeit zuerst Lüge und dann eine Wahrheit nannten; diese Herrn Bischöfe haben sich einfach dahin geäußert: es werde gegen diese Glaubenslehre und zugleich gegen die Kirche ein ungeheurer Sturm sich erheben und Abfall und Trennung mit sich führen und darum seien sie der Ansicht, es wäre besser, die Sache für einstweilen gelten zu lassen. Ist's nicht so, mein Herr!"

„Wenigstens theilweise haben Sie Recht, Madame."

„In welchen Theilen denn nicht?"

„Geben Sie Ihre weiteren Zweifel an; ich will dann am Ende Alles zusammenbringen."

„Sie sagten mir vorhin, daß Sie uns Alles

halten und glauben lehren wollen, wie es vor dem letzten Conzil in der Kirche geglaubt und gehalten worden."

„Bis jetzt galt immer in der Kirche der Satz daß ein Bischof nur durch die Kirche rechtmäßig abgesetzt werden kann. Sie haben diese Lehre weggeworfen. —"

„Bis jetzt galt immer in der Kirche der Satz, daß der Papst und die Bischöfe den Gläubigen sagen, was sie zu glauben und zu halten haben, und daß jeder Katholik sich dem Papst und den Bischöfen unterwerfen müsse."

„Sie haben auch diesen Satz weggeworfen. —"

„Bis jetzt galt in der Kirche der Satz; wenn ein Priester exkommunizirt und suspendirt sei, so dürfe er keine amtlichen Verrichtungen mehr vornehmen. Selbst Döllinger hält sich an diesen Satz. Sie aber fahren fort mit allen kirchlichen Verrichtungen, wie wenn nichts geschehen wäre."

„Lösen Sie mir diese Zweifel zuerst; so lange diese auf meiner Seele lasten, so lange ich in Ihnen denjenigen erblicke, der vom heiligen Vater, von 1200 Bischöfen, von Millionen treuer Christen und Priester als ausgeschlossen betrachtet und gemieden wird; so lange ich in Ihnen den erklärten Feind meiner Kirche erblicke, kann ich nie Zutrauen zu Ihnen fassen."

„Entweder hat die Kirche, der ich angehöre, Recht und dann sehe ich Sie für einen der unglücklichsten Menschen an, die mir je auf meinem Lebenswege begegnet sind. Oder Sie, mein Herr, haben Recht, dann ist natürlich meine Kirche, die römische, nicht die rechte und dann muß ich die rechte, von Christus gestiftete suchen. Sie haben gegen die römische Kirche gepredigt, Ihr Collega hat öffentlich in die Welt hinausgerufen: „Wir gehen von Rom weg!“ „Warum, mein Herr, von Rom weg?“

„Die römisch-katholische Kirche zeigt durch ihre große Lüge von der Unfehlbarkeit, daß der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, nicht mehr bei ihr ist. Daraus folgt unwidersprechlich, daß sie nicht mehr die wahre Kirche Christi ist und ich ihr somit nicht gehorchen muß.“

„Woher wissen sie denn, daß die Unfehlbarkeit eine Lüge ist?“

„Darüber belehrt uns die hl. Schrift und die Ueberlieferung?“

„Da habe ich wieder Zweifel über Zweifel. Der hl. Vater und die Bischöfe, denen man sonst glauben mußte — zwölfhundert Bischöfe, die ehrwürdigsten Männer der Welt mit dem hl. Vater an der Spitze, und ihnen nach viel tausend und tausend Priester erklären, daß die Unfehlbarkeit in der hl. Schrift und in der Ueberlieferung enthalten sei und

Sie und einige wenige Genossen erklären, nein! die Unfehlbarkeit ist nicht in der Schrift und Ueberlieferung enthalten. Wem soll ich jetzt glauben?"

„Uns Altkatholiken müssen Sie glauben; wir legen die Schrift und Tradition richtig aus. Uebrigens Madame, wenn die Lehre von der Unfehlbarkeit so alt ist, warum sie denn auf's Neue zu einem Glaubensartikel machen?"

„Richtig, sehr richtig, Herr Pfarrer! Jetzt bist du besiegt, Amalie, das ist sicher; hiegegen kannst Du nichts einwenden;" lachte Heinrich und klatschte in die Hände.

„Heinrich, gib jetzt schön Acht," bemerkte ganz gemüthlich Amalie, „ich will jetzt den Herrn da etwas fragen. Mein Herr, glauben Sie, daß Jesus Christus der wahre Sohn Gottes ist?"

„Allerdings glaube ich das, Verehrteste."

„Ist das zu allen Zeiten in der Kirche geglaubt worden?"

„Ja, Madame; schon die Apostel verkündeten und die ersten Christen glaubten diese Lehre."

„Wurde diese Lehre im zweiten und dritten Jahrhundert auch noch geglaubt?"

„Jedenfalls; alle Gebräuche, alle Gebote der Kirche, alle Schriften der damaligen Kirchenschriftsteller sind ein Beweis dafür, daß die Gottheit Jesu schon damals geglaubt wurde."

„Jetzt Heinrich gib Acht. Wenn nun, mein Herr, die Kirche schon dreihundert Jahre lang daran glaubte, daß Jesus wirklich Gottes Sohn und Gott selbst sei, warum wurde denn im vierten Jahrhundert diese Lehre auf dem Conzil zu Nicäa zu einem Glaubensartikel gemacht? Oder sollte ich nicht recht berichtet sein?“

„Sie sind recht daran, Verehrteste, Sie müssen Viel gelesen haben; indessen war doch die Lehre von der Gottheit Jesu triftiger begründet, als die von der Unfehlbarkeit; doch fahren Sie weiter; wir würden sonst an kein Ende kommen.“

„Sie sagen, das Conzil habe die Schrift und Ueberlieferung unrichtig ausgelegt, die Altkatholiken aber legen sie richtig aus. Christus hat den Papst und die Bischöfe zu Lehrern bestellt und nicht einzelne Priester; er hat den Aposteln und ihren Nachfolgern den hl. Geist verheißen. Nun scheint es mir wider alle Ordnung und Wahrscheinlichkeit zu sein, daß die von Christus bestellten Lehrer Unrecht haben und die Gläubigen auf einmal nicht mehr auf diese Lehrer hören, sondern Männern glauben sollten, die auch nicht ein einziges Zeichen aufweisen können, daß sie von Gott einen besondern Auftrag und Beistand empfangen haben. Wer verbürgt mir, daß Ihre Lehre die richtige ist?“

„Unsere Wissenschaft und Liebe zur Wahrheit, Madame, gewährt ihnen sichere Bürgschaft, daß wir Altkatholiken die hl. Schrift und Ueberlieferung richtig auslegen. Die deutsche Wissenschaft überflügelt alle anderen Nationen.“

„Aber Sie verzeihen, ich komme noch einmal darauf zurück, daß Jesus Christus seiner Kirche nicht die deutsche Wissenschaft, sondern den hl. Geist der Wissenschaft versprochen hat und in den schönsten Zeiten der Kirche lag die deutsche Wissenschaft noch in Kindswindeln und die Deutschen gaben sich schon damals her an die Kaiser als Soldaten und Schergen, um die Kirche Christi zu zerstören und Deutschland erhielt sein Christenthum nicht von der deutschen Wissenschaft, sondern von Rom aus und lange, lange Zeit holten die Deutschen ihre geistliche und weltliche Bildung in Rom, in der Kirche, bei Päpsten und Bischöfen und in Klöstern. Mir scheint, die deutsche Wissenschaft verdanke Alles, was sie Solides hat, der Kirche und ihrem Wissen. Somit scheint mir klar zu sein, daß die Kirche Christi auch ohne die deutsche Wissenschaft leben und sicher bestehen kann. Die Geschichte beweist es ja. Hingegen sagt Jesus, daß der hl. Geist sie in alle Weisheit einführen und vor Irrthum bewahren werde; also ist der hl. Geist die Hauptsache und nicht die deutsche Wissenschaft; wenn aber der hl. Geist die Haupt=

sache ist, so scheint mir, habe das Gebet um den hl. Geist und seine Gnade sehr viel zu bedeuten. Meinen Sie nicht auch, mein Herr!"

„Allerdings, ist das richtig; da sind wir ganz einig mit einander: aber gerade in dieser Beziehung sind die Altkatholiken den römischen Katholiken weit überlegen. Wir beten im Geiste und in der Wahrheit, wie es Jesus lehrt und fordert; die römisch-katholischen Priester beten ihr Breviergebet gedankenlos, geistlos; von ihnen gilt das Wort der hl. Schrift: Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, sein Herz aber ist weit von mir."

„Ich könnte fragen, ob Sie wirklich in die Herzen der römisch-katholischen Priester hineinsehen? Doch will ich zu einer andern wichtigeren Frage übergehen: Bei welcher Kirche ist nun der heilige Geist? denn bei Einer Kirche bleibt er ja laut Versprechen des Heilandes. Ich kann überhaupt nicht begreifen, daß und warum der heilige Geist die Kirche verlassen hätte und doch sollte er nach der ausdrücklichen Verheißung Jesu bei der Kirche bleiben und dafür sorgen, daß die Lüge sie nicht überwältige. Woran soll ich nun jene neue Kirche erkennen, auf welche der hl. Geist übergegangen ist?"

„Madame, die wahre katholische Kirche sind wir Altkatholiken; eben deßwegen nennen wir uns Alt-

katholiken, weil wir die alte katholische Kirche in ihrer Reinheit bewahren."

„Die alte katholische Kirche," erwiderte Amalie mit Kraft, „lehrte die Beicht und Sie, mein Herr, predigen dagegen."

„Die alte katholische Kirche lehrt, das Meßopfer sei das Heiligste, was der katholische Christ hat und Ihre Anhänger nennen das Meßopfer ein Fastnachtsstück."

„Die alte katholische Kirche glaubt an Jesus den eingebornen Sohn Gottes und mehrere altkatholische Priester lehren jetzt schon, Jesus sei ein Mensch gewesen wie andere und der natürliche Sohn Josephs."

„Die alte katholische Kirche glaubt, daß Jesus Papst und Bischöfe eingesetzt habe und Sie, mein Herr, und Ihre Anhänger wollen nichts davon wissen."

„Und so sind es noch viele andere Lehren, welche die alte katholische Kirche festhält und Sie, mein Herr, und Ihre Anhänger verwerfen diese Lehren. Wie können Sie nun sagen, daß sie die alte katholische Kirche seien?"

„In der Kirche hat sich mit der Zeit viel Menschliches angesetzt; das muß wieder weg; die Kirche muß gereinigt werden."

„Können Sie mir sagen, wer Ihnen und Ihren Herrn Amtsgenossen den Auftrag und die Gewalt

dazu gegeben hat? Und wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht auch menschliche Zusätze machen?"

„Ich kann Ihnen das jetzt nicht aus einander setzen, es würde zu weit führen. Sie müssen meine Vorträge und Predigten hören; dann wird Ihnen Alles klar werden. —"

„Ich könnte noch fragen," fiel Amalie ausweichend ein: „Da der hl. Geist sichtbar auf die erste Kirche herabgekommen ist am Pfingstfeste, so wird er auch sichtbar auf die Apostel der neuen Kirche der Altkatholiken herabgekommen sein — wann und wo ist diese Herabkunft geschehen; da Sie mir aber zumuthen, Ihre Predigten zu besuchen, überhaupt Ihr Pfarrkind zu werden, so will ich Ihnen den letzten Zweifel vorlegen. Zu allen Zeiten wurde nemlich in der katholischen Kirche geglaubt und als Grundsatz festgehalten, daß die Bischöfe die Vorsteher der Gemeinden seien, daß sie aber, weil sie nicht an allen Orten sein können, in jede Gemeinde Hilfspriester, Pfarrer schicken und ihnen die Vollmacht geben, im Namen des Bischofes die Gemeinde zu lehren, zu leiten, zu heiligen. Ein jeder rechtmäßige Pfarrer wird also von einem Bischofe geschickt. Welcher Bischof hat Sie zu uns geschickt als seinen Stellvertreter?"

„Die Gemeinde hat mich berufen, die hohe Re=

gierung hat mich gewählt und im Namen Jesu Christi komme ich.“

„Ja, das ist eben mein Hauptzweifel, ob Sie im Namen Jesu Christi kommen.“

„Aber Madame, Sie können doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Jesus Christus extra mit einem jeden Pfarrer von Haus zu Haus gehe und den Leuten sage: Der Pfarrer da kommt in meinem Namen. Das wäre doch zu viel verlangt von unserm Herrn.“

„So etwas verlange ich gar nicht. Warum außerordentliche Mittel von Jesus verlangen, wenn die ordentlichen genügen? Hat nicht Jesus deutlich gesagt zu den Aposteln und ihren Nachfolgern: „Wer euch höret, der höret mich. Gut! Wer die Apostel und Bischöfe höret, der höret den Herrn Jesum. Was brauch' ich jetzt dem Heiland zuzumuthen, daß er selber auf die Erde komme und mir sage, das ist dein rechtmäßiger Pfarrer? Jesus, vom Vater gesendet, sendet die Apostel und diese senden wieder andere Apostel oder Bischöfe, und diese Bischöfe senden ihre Hilfspriester, die Pfarrer zu uns. Was braucht da Jesus selber zu kommen? Wenn ich nicht weiß, ob Jemand mein rechtmäßiger Pfarrer ist, so frage ich einfach meinen Bischof, den Stellvertreter Jesu, ob er den Priester als meinen Pfarrer geschickt habe oder nicht. Sagt der Bischof: Ja, das

ist dein rechtmäßiger Pfarrer, gut! so weiß ich, was ich zu thun habe. Sagt der Bischof: Nein, den Priester habe ich nicht geschickt, so weiß ich wieder, was ich zu thun habe."

„Noch einmal also, mein Herr, welcher Bischof und Nachfolger der Apostel erklärt Sie als meinen rechtmäßigen Pfarrer? Oder vielmehr sind Sie von unserm hochwürdigsten Bischofe als rechtmäßiger Pfarrer hieher gesandt worden? Von der Beantwortung dieser Frage hängt meine ganze Haltung ab, das begreifen Sie; denn nur einem rechtmäßigen Seelsorger kann ich mein Zutrauen schenken."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die römischen Bischöfe nicht mehr die wahre Kirche bilden, somit nichts daran liegt, ob wir von ihnen gesendet seien."

„Gesagt haben Sie Vieles, aber Nichts bewiesen, keinen einzigen Widerspruch gelöst, keinen einzigen Zweifel gehoben. Ich kann aus diesem Meer von Widersprüchen und Zweifeln nicht herauskommen. Sie und Ihre Anhänger wollen jene Kirche sein, welche die einige Kirche ist und doch wollen die Einen Papst und Bischöfe, die Andern nicht. Die Einen wollen die Beicht, die Andern nicht. Die Einen wollen die Messe, die Andern verspotten sie. Die Einen wollen die Priesterehe, die Andern nicht. Sie predigen von Jesus Christus und gehen Arm in Arm mit Männern, welche die Gottheit Jesu

läugnen. Sie, mein Herr, beten für die Verstorbenen und stehen im innigsten Bunde mit Männern, die an keine Seele, an keine Unsterblichkeit glauben und offen heraussagen: todt ist todt."

„Und diese babylonische Verwirrung sollte die einige wahre Kirche unseres Heilandes sein!"

„Und diese Männer, die nichts von den Nachfolgern der Apostel wissen wollen, sollten die apostolische Kirche sein?"

„Und diese Männer des Unglaubens, die alles Heilige verspotten, sollten die heilige Kirche bilden und die vom heil. Geist erleuchteten und geleiteten Werkzeuge unseres Heilandes Jesu Christus sein? Seine ärgsten Feinde sollten auf einmal seine besten Freunde, seine Beschützer, seine Lieblinge geworden sein! Reime das, wer es kann; ich kann es nicht."

„Ja, sehen Sie Madame, Sie stoßen sich zu sehr an Kleinigkeiten; ich habe mich bis jetzt blos bemüht, Ihre Zweifel für den Augenblick so gut als möglich zu lösen; allein das vollständige Verständniß wird Ihnen erst recht kommen, wenn Sie meine Predigten besuchen und dann das ganze Wesen des Altkatholizismus in seinem Zusammenhang vernehmen und überschauen. Ein Punkt macht den andern klar —"

„Ja, ja, Amalie, Du mußt die Predigten des Herrn Pfarrers besuchen; das ist das beste Mittel

— Sie entschuldigen, Herr Pfarrer, es hat Jemand geklopft, ich muß hinaus," rief Golden und schritt der Thüre zu.

„Herr", flüsterte Amalie und warf sich vor dem Pfarrer auf ihr Knie, „ich bitte Sie bei Ihrer Seligkeit, bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, legen Sie bei meinem Manne ein gutes Wort für mich ein, daß er mich nicht zwingt, Ihren Gottesdienst zu besuchen. Ich kann und darf wider meine Ueberzeugung Ihre Predigten nicht besuchen. Schützen Sie die Freiheit meiner Ueberzeugung, meines Glaubens. Lassen Sie mich nicht zur Sünde zwingen! Schützen Sie ein armes Weib und sein häusliches Glück. Ich habe Niemanden, der sich meiner annimmt. Sie sind meine letzte Stütze. Um dieses schlafenden Engels willen, erbarmen Sie sich meiner; erhalten Sie dem Kinde seine Mutter. Ein Wort von Ihnen genügt meinem Manne!"

„Madame", entgegnete streng und hart der erbitterte Pfarrer, „ich bin für das Heil Ihrer Seele verantwortlich, Sie sind mein Pfarrkind; Sie sind somit verpflichtet, meine Predigt anzuhören, und Andern mit dem guten Beispiel voranzugehen. Dieses Aergerniß, das Sie beständig durch die Vernachläßigung meines Gottesdienstes, durch Ihre Verachtung gegen mich meinen übrigen Pfarrkindern geben, muß einmal aufhören. Gewalt soll Ihr

Mann nicht brauchen; aber wenn Sie durch Ihre Widerspenstigkeit Ihren Mann nöthigen, Gewalt zu brauchen, so tragen Sie selber die Schuld. Kommen Sie freiwillig, dann braucht Niemand Gewalt; aber kommen müssen Sie."

„Ja, ja, Amalie, Du mußt in die Predigt gehen", bestätigte Heinrich, der eben eingetreten war und die letzten Worte des Pfarrers noch gehört hatte.

„Herr", entgegnete hoch aufgerichtet das unglückliche Weib, „ich werde nie glauben, daß ein paar junge Herrn gescheidter seien als tausend Bischöfe, die ein langes Leben voll Wissenschaft und Erfahrung hinter sich haben."

„Ich werde nie glauben, daß ein paar junge Herrn, die bis jetzt noch gar keine Probe ihrer Menschenliebe abgelegt haben, es mit dem Volke besser meinen, als diese tausend Bischöfe, die in Liebe und Sorge für das Volk grau geworden sind und denen das gläubige Volk in treuer Liebe ergeben ist und — es kennet seine rechten Hirten."

„Ich werde niemals glauben, daß ein paar junge Herrn, die fleißig die Bierhäuser besuchen, und schon geheirathet haben oder sich doch daran machen, kein Brevier mehr beten und in den schwersten Sünden das hl. Meßopfer darbringen, frömmer und gottesfürchtiger seien, als diese tausend Bischöfe, diese Tausende von Ordensmännern und

Priestern, die in Gebet und Beichtstuhl, am Kranken- und Sterbebett alt geworden sind."

„Und darum werde ich auch nie glauben, daß ein paar solche abgefallene eidbrüchige Herrn von Jesus Christus gesandt und vom hl. Geiste erleuchtete Zeugen der Wahrheit seien."

„Uebrigens wiederhole ich noch einmal: In der alten katholischen Kirche war es seit dem Pfingstfeste Gebrauch und Anordnung des Heilandes, daß der Papst die Bischöfe sandte und die Bischöfe sandten wieder ihre Stellvertreter in die einzelnen Gemeinden; so ist es seit mehr als achtzehnhundert Jahren gewesen und so weiß man, woran man ist. Sobald Sie mir nachweisen können, daß der rechtmäßige, vom hl. Vater in Rom bestätigte Bischof unsers Bisthums Sie als Seelsorger hieher gesandt hat, werde ich die erste und fleißigste Besucherin Ihres Gottesdienstes sein. So lange Sie aber nicht von der rechtmäßigen geistlichen Obrigkeit, von unserm Bischofe gesendet sind, bin ich nicht verpflichtet, Sie zu hören."

„Von den Irrlehrern und falschen Propheten heißt es im Evangelium: „sie kommen zu euch;" von den rechtmäßigen Lehrern heißt es: sie werden gesandt.

„Doch das wissen Sie besser als unsereins und

denken Sie daran: wenn einmal die entsetzliche Saat Ihrer Lehren aufgegangen ist in hundertfältiger Frucht; wenn Sie einmal mit Luther sagen müssen, das Volk sei unter Ihnen viel verteufelter und schlechter als unter dem römischen Papstthum; wenn Sie um und um nur Aergerniß sehen; wenn der Unglaube, den Sie gepflanzt haben, hohnlachend und spottend über den letzten Rest Ihres katholischen Glaubens herfällt; wenn der fluchwürdige Ungehorsam gegen die geistlichen Vorsteher, den Sie mit Wort und That lehren, auch gegen Sie seine Zähne zeigt; wenn Glaube und Sittlichkeit zertreten am Boden liegen und der Weheruf von tausend geängstigten und geärgerten Seelen um Hilfe zum großen Hirten im Himmel dringt; wenn endlich ihre falschen Freunde den Pfaffen gehen heißen, weil er seine Arbeit gethan hat und sie nun haben, was sie wollen, und Sie, mein Herr und Ihre Amtsbrüder dann einsam und verlassen, aber mit Verachtung und Fluch beladen dastehen, dann — mein Herr, werden sie endlich einsehen, wohin Eidbruch und Verrath am Bischof und der Abfall von der Kirche führen; dann wird Ihnen Ihre deutsche Wissenschaft den Zentnerstein der auf Ihrem Herzen liegenden Schuldenlast nicht leichter machen. Möge Gott dann Ihnen barmherziger sein, als Sie es jetzt gegen mich sind. Leben Sie wohl!"

Sie schritt langsam der Thüre zu und entfernte sich.

Schweigend saßen die beiden Männer da; beide waren ganz betäubt. So hatte Heinrich Amalien noch nie gesehen. Sie hatte sich bis jetzt in Allem so sanft, so nachgiebig gegen ihn gezeigt; sie hatte seine härtesten Worte mit zärtlicher Geduld hingenommen; es dünkte ihn manchmal, sie sei noch ein Kind — und jetzt, welch ein Geist sprach aus ihr! Welche Würde, welche Majestät strahlte von ihr! aber auch welche Entschlossenheit funkelte aus ihren Augen!

Heinrich saß wie auf Dornen und wagte nicht den Pfarrer anzuschauen und dieser scheute sich vor Heinrich; doch ermannte er sich endlich, stand auf und mit den Worten: „Ich begreife nun die Schwierigkeit Ihrer Lage; wenn Sie aber Herr im Hause bleiben wollen, dürfen Sie das nicht so hingehen lassen“, nahm er Hut und Stock und empfahl sich. Heinrich wollte sich entschuldigen; aber er kam zu spät. Mißmuthig kehrte er in die Stube zurück.

Also hatte auch dieser Plan fehlgeschlagen! Und nun, was thun? Verwirrt und rathlos schritt er die Stube auf und nieder und verwünschte den Eigensinn seiner Frau, verwünschte den Pfarrer, verwünschte seine Freunde; im hellen Verdruß ging

er, um eher vergessen zu können, in's Geschäftslokal und traf dort Faun allein.

„Sie sehen ja wieder ganz angegriffen aus! Was ist doch vorgegangen?“ fragte dieser.

Heinrich erzählte Alles, so weit er es behalten hatte und verhehlte nicht, daß ihm Manches, was seine Frau gesagt habe, durchaus richtig erscheine.

„Ja, das mag sein“, erwiderte Faun, „auf dem Standpunkt des Glaubens und der Kirche, auf dem Amalie steht; aber das ist nicht der richtige Standpunkt. Uebrigens“, er schüttelte den Kopf, „zeigt sich Ihre Frau da von einer Seite, die ich nicht erwartet hätte und die Ihnen gefährlich werden könnte. Sie will es nun mit Trotz probiren; gelingt es ihr dießmal, so wird sie in Zukunft dieses Mittel noch öfters anwenden und dann haben Sie das Regiment im Hause verspielt; dann sind Sie nicht mehr Meister. Es handelt sich jetzt nicht mehr um den Glauben, sondern um den Hausfrieden; da müssen Sie ein für allemal zeigen, daß Sie keinen Trotz dulden. Aber versuchen Sie es zuerst mit Milde. Zeigen Sie Amalien die Opfer, welche Sie für die Eltern derselben gebracht haben und erklären Sie Ihrer Frau, daß Sie nun auch ein Opfer verlangen, wenn auch nur ein Kleines: daß sie nämlich unsern Gottesdienst besuche. Willigt Amalie in dieses Opfer nicht ein, so weisen Sie alle ihre Küsse

und Schmeicheleien zurück; aber bleiben Sie fest; wenn Ihre Frau Sie einige Tage so gesehen hat, unerbittlich und standhaft, — dann wird sie einsehen, daß sie nichts mehr erschmeicheln und erzwingen kann und dann, mein werther Freund, ist's gewonnen für immer."

„Am Sonntage befehlen Sie ihr, mit Ihnen in die Kirche zu kommen; einem offenbaren Befehl wird sie nicht widerstehen. Ich würde auch jetzt nichts drein reden, aber die Theilnahme für Sie und ihr Hausglück nöthigt mich dazu. Eine Aenderung muß stattfinden; so lange der böse Geist des Trotzes in dem sonst so guten Köpflein Ihrer Frau waltet, gibt es keine Ruhe und beide leiden darunter. Ist einmal dieser böse Geist ausgetrieben, das Fieber weg, ist Ihre Frau so weit kurirt, daß Sie auch im Religionspunkt so gehorsam und unterwürfig, so friedlich und einig mit Ihnen ist, wie in allen andern Dingen; dann werden Sie beide erst recht glücklich sein und Madame Golden wird Ihnen Dank wissen, daß Sie ihr den Splitter aus der Wunde gezogen haben, wenn's auch Schmerzen gab. Aber jetzt heißt es fest bleiben, auch wenn Ihnen das Herz fast brechen will. Ein Arzt darf nicht auf den Jammer seiner Patientin hören; er muß sie schneiden und brennen, ihr die bittersten Medizinen geben; aber ein Gedanke ist's, der ihn aufrecht hält:

die Patientin wird wieder gesund werden und dann wird sie mir danken, daß ich auf ihre Klagen nicht gehört habe.“ Also lautete die Instruktion des guten Freundes und Heinrich nahm sie zu Herzen.

Verstimmt, aber entschlossen kam er nach Hause und traf seine Frau bei einer Näharbeit an; sie wünschte ihm freundlich einen guten Abend; er erwiederte den Gruß kalt und setzte sich. Sie wollte sich neben ihn setzen; er stand auf. Sie wollte ihn beim Arm fassen; er zog ihn zurück.

„Heinrich!“ rief sie in schmerzlichem Tone, „was ist das?“

„Das ist's, daß ich von nun an von Deinen Schmeicheleien und Liebesbetheuerungen so lange nichts mehr wissen will, bis Du Dich als gehorsame Frau zeigst und unsern Pfarrgottesdienst besuchst. So lange das nicht geschieht, bemühe Dich nicht weiter. Dießmal bleibe ich fest, sei überzeugt!“

„Heinrich! bis jetzt habe ich Dir in Allem gehorcht“, rief sie unter einem Strom von Thränen, „Du selbst hast mir das Zeugniß schon oft gegeben. Aber was Du, von bösen Menschen aufgestachelt, jetzt willst, das kann und darf ich nicht thun!“

„Amalie, habe ich nicht Deine Eltern vor Schmach und Noth bewahrt? Ja oder Nein?“

„Ja, Heinrich, und ich will Dir ewig dankbar dafür sein.“

„Habe ich für Deine Eltern nicht schwere Opfer gebracht, unter denen ich jetzt noch leiden muß?“

„Ja, Heinrich und deßwegen bin ich auch zu den schwersten Opfern für Dich bereit.“

„Du kannst so reden?“ brauste er auf, — „Du — die nicht einmal mir zu lieb die wenigen Schritte in unsere Kirche thun will? Du bist bereit, Opfer zu bringen für mich, die schwersten Opfer? — Komm in unsere Kirche; halt's mit unserm Pfarrer — dann will ich's Dir glauben.“

„Heinrich, dem Gottesdienste eines abgefallenen, exkommunizirten Priesters beiwohnen, heißt seiner namenlosen Sünden sich theilhaftig machen und man darf keinem, auch dem liebsten Menschen zu lieb eine Sünde, geschweige eine Todsünde begehen. Sinne Opfer und Prüfungen aus, so schwer Du willst, Du wirst mich zu Allem bereit und keinen Augenblick wanken sehen; aber eine Sünde und namentlich eine solche Sünde muthe mir nicht zu.“

„Ich habe genug; ich fordere und befehle Dir, daß Du in Zukunft in unsern Pfarrgottesdienst kommst und damit Punktum!“ Er wandte sich weg.

Düstere und schwermüthige Tage zogen nun in die Wohnung ein, die früher so glückliche und frohe Menschen gesehen hatte.

Amalie verrichtete still und ergeben ihre Arbeiten, redete immer gleich sanftmüthig und freundlich mit

ihrem Manne, ja sie las ihm seine Wünsche von den Augen ab.

Heinrich litt unsäglich schwer; es mochte ihm manchmal fast nicht übers Herz, ihre freundlichen Worte und Grüße so kalt zu erwidern; es wollte ihm manchmal fast das Herz zerreißen, wenn er ihre Liebkosungen, die sonst seinen Himmel ausmachten, zurückweisen mußte; aber „Freund" Faun härtete ihn alle Tage, tröstete ihn, es werde nicht mehr lange währen, so werde ihr Köpflein gebrochen sein; dann sei es erstritten und er habe wieder Frieden in seinem Hause und dann für immer; nur am Sonntage soll er dann auch recht fest bleiben.

8.
Ein Sonntag.

Am Sonntag Morgens sagte Heinrich zu Amalien, es sei Zeit, daß sie sich für den Besuch der Kirche ankleide; die Glocke der Pfarrkirche habe bereits das erste Zeichen gegeben.

„Heinrich", bemerkte sie sanft und wehmüthig, „ich habe Dir gehorcht und bin nicht mehr so oft in die Klosterkirche gegangen; sei nun barmherzig und verschone mich mit dem Besuch der Pfarrkirche."

„Frau, das ist Starrköpfigkeit; die kann ich nicht dulden; ich bin Dein Herr, Du bist mir

unterthan; ich befehle Dir, Dich sofort für den Besuch der Kirche anzukleiden."

Sie ging in ihr Zimmer und kleidete sich sonntäglich an. Nach einiger Zeit öffnete er die Thüre mit den Worten: „Komm jetzt einmal, es ist Zeit!"

„Mehr kann und darf ich nicht; bei Deinem sonst so guten Herzen bitt' ich Dich, laß' mich zu Hause", bat sie flehentlich.

„Eben dieses gute Herz willst Du mißbrauchen, um Deinen Starrkopf durchzusetzen; aber daraus wird Nichts; ich müßte mich vor dem ganzen Städtlein schämen", rief er barsch.

Sie kniete vor ihm nieder: „Heinrich, erbarme Dich der Mutter Deines Kindes", die Dir sonst stets in Allem gehorsam war!"

„Weg mit dem Gaukelspiel! — Gehorsam will ich! Steh auf und komm!" Er faßte sie rauh und hart am Arme, „ich befehle Dir!"

Heinrich, ich darf nicht; Gott verbietet es; schleppe mich hin, wenn Du mich in der Kirche haben willst, freiwillig komm ich nie und nimmer."

Er sah sie finster und zähneknirschend an. — „So bleib zu Haus, verfluchter Trotzkopf!" Mit diesen Worten stieß er sie von sich, daß sie am Sopha niedersank und stürmte fort.

Es war ihr unaussprechlich weh, als sie sich wieder erhob und langsam dem Tische zuschritt.

„O Faun, wie schrecklich ist Deine Rache! O Heinrich, Du mein armer verführter Mann!“ seufzte sie schmerzlich und schlug ein Gebetbuch auf, um im Beten der Hausmesse etwas Trost und Befriedigung zu finden. Ruhiger legte sie das Buch auf die Seite und betete noch stiller aus des Herzens Tiefe um Erleuchtung für ihren unglücklichen Mann, um Ausdauer und Standhaftigkeit für sich selbst; dann ging sie an ihre Geschäfte.

Heinrich kam nicht heim zum Mittagessen. Sie verlebte einen Nachmittag voll namenlosen Wehes, fühlte sich einsam und verlassen, so über alle Maßen unglücklich. Der, den sie nächst Gott über Alles liebte, dem sie treu bleiben wollte, um dessen willen sie so entsetzlich litt — ihr heißgeliebter Mann hatte sie von sich gestoßen. Sie kniete wiederholt hin und betete.

Stunde um Stunde schlug das silberne Glöcklein der goldenen Wanduhr — Heinrich kam nicht. Die Nacht brach ein und Heinrich war noch nicht da. Die arme Frau weinte und betete und stellte sich allerlei vor, was Heinrich könnte gethan haben.

Endlich hörte sie die Hausthüre knarren und erkannte seinen Schritt; es war ihr, wie wenn sie die schönste Musik hörte; sie wischte sich die schimmernden Thränen aus den Augen und eilte mit dem Lichte ihm entgegen.

Er kam die Stiege herauf mit finsterm Groll auf seinem Gesichte; in unsäglicher Freude, daß sie ihn wieder hatte, wollte sie ihm die Hand reichen. Er blickte sie drohend und abweisend an; der Muth entsank ihr; sie ging mit der Kerze vor ihm her in die Stube; er ließ sich am Tische nieder. In demüthiger Liebe fragte sie: „Heinrich, was willst Du essen?" Er gab keine Antwort. Es schauderte ihr, zu ihm hinzutreten; aber sie überwand sich, näherte sich ihm und wollte den Arm um ihn schlagen.

„Weg! — oder ich thue, was mich reut!" zitterte es grauenhaft aus der kochenden Brust herauf.

„O diese Schmach!" fuhr er, sich auf die Stirne klopfend, fort — — „und von einem Weibe, das mir täglich seine Liebe betheuert — — und nicht einmal den Gefallen, in unsere Kirche zu kommen!"

„Heinrich!" rief sie; sie wollte weiter reden; der ungeheure Schmerz erstickte die frommen Worte. Sie kniete vor ihm nieder — sie rang umsonst nach einem Worte; er nahm das Licht und ging in sein Zimmer. Sie kniete noch, die fieberheiße Stirne in den beiden Händen auf's Ruhebett gelehnt, dachte sie der ganzen Sache nach.

Sie fragte sich zehnmal, ob sie nicht nachgeben dürfe, nicht den altkatholischen Gottesdienst besuchen dürfe um des Friedens willen, um dem heißgeliebten Manne zu willfahren?

Aber immer und immer kam sie wieder auf den Satz zurück: Besuch eines solchen Gottesdienstes ist Todsünde; wenn du in dieser Sünde stürbest, wärest du ewig verloren. Gott geht Allem vor; darum darfst du keinem Menschen zu lieb eine Todsünde thun.

Endlich suchte auch sie die Ruhe. —

9.

„Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.“

„Wissen Sie was?“ sagte Faun zu Heinrich, als dieser ihm den ebenbeschriebenen Vorgang erzählt hatte, „ich glaube fast, Amalie wünscht gezwungen zu werden, damit sie sich vor ihrem Gewissen besser entschuldigen kann. Sie ist nun einmal sehr ängstlich. Sie hat Ihnen ja selber gesagt, daß sie freiwillig nicht kommen werde. Wir sollten irgend ein leichtes Zwangmittel ausfindig machen, um ihr dadurch einen Grund an die Hand zu geben, mit dem sie sich entschuldigen kann. So z. B. könnte man — — doch nein, sie könnte die Sache zu schwer auffassen — — nein, nein! Wir müssen auf etwas Anderes sinnen.“

„Nur heraus mit dem Vorschlage,“ rief Heinrich, „ich weiß am besten, was Amalie etwa dulden kann.“

„Nun, nun; ich will Ihnen," antwortete Faun, „den Vorschlag schon nennen; ich thue es aber nur unter der Bedingung, daß er nicht ausgeführt wird."

„So reden Sie doch, ich bitte," drängte Heinrich.

„Ich dachte zum Beispiel," eröffnete Faun, „man könnte, während Amalie einmal abwesend ist, den kleinen Georg zu seinen Großeltern bringen, aber ihr keine Auskunft geben über den Knaben, bis sie verspricht, in unsern Gottesdienst zu kommen und das Versprechen wenigstens einmal gehalten hat — aber wie gesagt, der Vorschlag ist nicht ausführbar, Amalie könnte zu sehr angegriffen werden; darum lassen wir's. — — Freilich ließe sich der Fall auch denken, daß Amalie recht froh wäre über dieses Zwangmittel; sie könnte denken, die Mutterliebe habe auch ihr Recht und wenn sie nachgäbe, um den Knaben wieder zu erhalten, so sei ihr Nachgeben hinreichend vor ihrem Gewissen entschuldigt. Aber — aber! — —"

„Der Vorschlag ist gar nicht übel," bemerkte Golden, „tödten wird es sie nicht; da wird sich ihre Mutterliebe zeigen: hat Amalie eine rechte Liebe zu Georg, so wird sie sich meinem Willen fügen, wenn nicht, so — —"

„Ich habe Ihnen aber den Vorschlag nur unter der Bedingung mitgetheilt, daß Sie ihn nicht ausführen, und jetzt wollen Sie gleich mit aller Hast

dreinfahren: ich werde mich ein andermal hüten, offen gegen Sie zu sein," rief Faun mit ärgerlichem Gesichte; aber insgeheim lächelte er wie ein Teufel, hatte er doch einen neuen spitzigen Dorn für Amaliens Herz gefunden.

Am andern Tage bekam Amalie Visite von ihrer Mutter.

„Aber Amalie, was ist's mit Dir?" fragte die besorgte Mutter; „Du bist bleich und abgemagert. Was ist denn das? Ich will doch nicht hoffen, daß Dein eheliches Glück getrübt sei. Man sagte mir freilich, daß Du Dich weigerst, trotz dem Zureden Deines guten Mannes, in den Gottesdienst unseres neuen Pfarrers zu kommen und daß dadurch das gute Einvernehmen zwischen Dir und Deinem Manne gestört worden sei; das hörte ich; aber die Leute reden gar viel, während der Tag lang ist; d'rum schenkte ich dem Gerede keinen Glauben. Nicht wahr, mein Kind, es ist nichts an der Sache, und wenn Dein Mann verlangt, daß Du in unsern Gottesdienst kommst, so wirst Du seinen Wunsch erfüllen?"

„Ach liebe Mutter, ich kann und darf das nicht thun!"

„Aber, mein Gott," fragte bestürzt die Mutter, „warum denn nicht? Ich geh' ja auch in diesen Gottesdienst, und Du wirst mir doch so viel Einsicht

und Christenthum zutrauen, daß ich nichts Unerlaubtes thue?"

„Mutter, ich will deßwegen nicht mit Euch rechten," entgegnete Amalie demüthig, „ich habe meine Ueberzeugung und nach dieser Ueberzeugung, die ich durch Gebet und Belehrung gewonnen habe, werde ich einst gerichtet werden. Niemand, auch Ihr nicht, liebe Mutter, stehet einst am heißen Tage des Gerichtes für mich ein; ich muß mich selber und allein vor Gott verantworten."

„Aber ebendeßwegen mußt Du in unsere Predigt kommen, damit Du belehrt wirst und zu einer andern bessern Ueberzeugung kommst," eiferte die Mutter.

„Mutter, der neue Pfarrer ist ein Irrlehrer; er ist nicht vom Bischofe gesandt, ist sogar im Banne. Wenn Ihr, da ich noch ein Kind war, mir verboten hättet, zu schlechten Leuten zu gehen, die Euch haßten, und ich wäre dann doch Eurem Verbot zum Trotz zu Euern Feinden gegangen und hätte ihren bösen feindseligen Reden gegen Euch Gehör gegeben und hätte Euch nicht mehr gehorcht, mich gegen Euch aufgelehnt — — Mutter, was hättet Ihr dazu gesagt?"

„Amalie, das trifft nicht ein; der Vergleich ist nicht gut."

„O doch, Mutter! Die katholische Kirche ist meine geistige Mutter; sie hat mich wiedergeboren

in der hl. Taufe und zum Kinde der Seligkeit gemacht; sie hat von der Taufe an nicht aufgehört, mir tausend Wohlthaten zu erweisen. Dieser ehrwürdigen Mutter, der wir nach Christi Wort Gehör schenken und gehorchen sollen, bleibe ich treu; sie verbietet mir im Namen Jesu streng, mit Irrgläubigen und Ausgeschlossenen in Religionssachen Gemeinschaft zu haben. Soll ich nun zu den Feinden dieser meiner Mutter gehen und mich von ihnen gegen die Mutter aufreizen, die Mutter verlästern lassen?"

„Aber mein Kind, alle diese Wohlthaten der Kirche kannst Du auch von unserm neuen Pfarrer haben. Er predigt so schön und liest so andächtig die Messe. Er ist ja auch ein Sohn der katholischen Kirche."

„Nein, Mutter, er hat sich deutlich und offen von der Kirche losgesagt, hat sich frevelhaft gegen sie empört, mit lästerlichen Reden nach seiner Mutter ausgeschlagen, dem hl. Vater und dem Bischof den Gehorsam aufgekündigt und steht mit den ärgsten Läugnern unseres Heilandes im innigsten Bündniß; darum hat die Kirche, seine Mutter, dem pflichtvergessenen Sohn das Recht genommen, ihre Wohlthaten auszuspenden. Er kommt zwar im Schafskleid der Frömmigkeit und Andacht; aber er ist inwendig ein Wolf, der nicht durch die Thüre

in den Schafstall kommt, sondern gewaltsam einbricht. Die Kirche hat ihn nicht gesandt."

„Amalie, ich will darüber nicht mit Dir streiten; ich möchte Dir aber etwas anderes zu bedenken geben: Du sollst offenbar unsere Familienverhältnisse etwas mehr im Auge behalten. Was hast Du, was haben wir Deinem Manne zu verdanken? Denkst Du auch an das, Amalie?"

„Ach Mutter, das ist mein härtester Kampf; das ist's, was mir am weheſten thut, daß ich in dem Punkt meinem geliebten Manne nicht entsprechen darf. Da geht Jesus, mein allergrößter Herr und Wohlthäter, Allem vor; den muß ich mehr lieben, als Alles in der Welt; sonst bin ich seiner nicht werth und habe keinen Theil an ihm, keinen Theil mehr an seiner Gnade und seinem Himmelreich, und dieser Jesus Christus hat ausdrücklich befohlen, die Kirche zu hören und zu den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt: „Wer euch verachtet, verachtet mich." Die Bischöfe sind die Nachfolger der Apostel; wer die Bischöfe verachtet, verachtet den Heiland selber."

„Aber Amalie, Christus wird gewiß nicht zürnen, wenn Du um der Eltern willen, um Deines guten Mannes willen, des schönen Friedens willen nachgibst. Wenn Du Deinen Mann erzürnest, weiß Gott, was daraus entsteht. Denk' an Deinen alten Vater, an Deine alte Mutter!"

„Vater und Mutter! ewig theure Namen! Wenn Eins mich könnte wankend machen in meiner Pflicht, so wär's der Gedanke an Euch; aber theure Mutter, erinnert Euch des Wortes unsers Herrn: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth. So, Mutter, spricht Jesus unser einstiger Richter. Leset die Geschichte der heiligen Martyrer. Was war das doch Wichtiges, ein Körnchen Weihrauch vor einem Götzenbild fallen zu lassen? Hätten die ersten Christen das nicht thun dürfen und doch innerlich bei ihrem Glauben bleiben können? Hatten sie nicht auch alte Eltern, an denen sie mit heißer Liebe hingen! Oder hatten sie Herzen von Marmorstein? Nein, liebe Mutter, die heldenmüthige Liebe zu ihrem Heilande, die zärtliche Liebe zu einander, die selbst von den Heiden gerühmt wurde, zeigt uns, daß im Herzen dieser Christen gefühlvolle edle Seelen wohnten, die es schwer genug ankam, von ihren Angehörigen weg in Qual und Tod zu gehen. Wie oft sind Vater und Mutter zu ihren Kindern in's Gefängniß gekommen und haben diese unter den heißesten Thränen angehalten, sie möchten doch der alten Eltern sich erbarmen und den Götzen opfern."

„Aber die Christen wußten, daß Jesus Christus, ihr König, von seinen Dienern fordert, daß sie ihn auch äußerlich vor den Menschen bekennen, daß sie

sogar den Schein des Abfalles meiden sollten. Und so trösteten sie die weinenden Eltern, ließen sie, wenn auch mit blutendem Herzen weggehen, ohne ihre Bitte zu erhören und den Götzen zu opfern, und gingen festen Sinnes für ihren Herrn zum Tode."

„Amalie, mein Kind, mein einziges theures Kind, Du Stütze meines Alters! Mir grauet vor dem Schicksal, das Du Dir und uns bereitest. Erbarme Dich unser, Deiner betagten Eltern, die Dich geboren und auferzogen, Dich mit unsäglicher Liebe umfangen. Verbittere uns nicht den Abend unsers Lebens. Wer weiß, wie bald Du an der kalten Leiche Deiner Mutter knieest? Bittere Vorwürfe werden an Deinem Herzen nagen. Umsonst werden Thränen der schmerzlichsten Reue aus Deinen Augen auf mein kaltes Angesicht herniedertropfen; umsonst wirst Du Deine Mutter zu wecken suchen, um das Wort der Verzeihung von ihr zu hören; Deine Mutter ist dann todt und kein Schmerzensschrei wird sie mehr in's Leben zurückrufen. O denk' an das schöne Wort in Deinem Gebetbuch:

O lieb, so lang Du lieben kannst!
Die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und weinst."

„Mutter, Ihr zerreißt mir das Herz!" rief Amalie und umschlang krampfhaft schluchzend der Mutter Hals und küßte sie unter einem Strom von Thränen.

„Amalie," sagte die Mutter milde, „nicht wahr, Du gibst nach und folgest mir? Ja, ja ich wußte es wohl; ich kenne ja mein Kind. Gott segne Dich dafür!"

„Mutter, ich kann nicht, darf nicht thun, was Ihr wollt," würgte die Tochter mit erstickter Stimme heraus!"

„Wie? Du willst also meinen Segen nicht? — — So nimm meinen Fluch, ungerathenes Kind! Ich komme Dir nicht mehr über die Schwelle Deines Hauses; aber auch Du kommst mir nie mehr unter die Augen! Und wenn Du hörst, daß ich am Sterben liege, so wage es nicht, an mein Bett zu treten, es sei denn, Du habest Dich anders besonnen. Und wenn ich todt im Hause liege, so bleib mir ferne und bete nicht für mich und begleite meine Leiche nicht zur letzten Ruhe. Ich hatte einst ein Kind und die süßeste Hoffnung, dieses Kind werde mir das Sterben leicht machen und die Augen zudrücken — jetzt habe ich kein Kind mehr. Ade Frau Golden!"

Sie stand auf und schritt der Thüre zu.

„Mutter," rief Amalie, stürzte ihr nach und warf sich vor ihr auf die Kniee: „Mutter, Mutter, nimm diese entsetzlichen Worte zurück! nimm den Fluch von deinem einzigen Kinde!"

„Willst Du in den altkatholischen Gottesdienst kommen!"

„Mutter, theure Mutter! Ich darf nicht.“

„So hab' ich hier nichts mehr zu thun;“ sie riß die Thüre auf und entfernte sich.

Noch lag Amalie auf den Knieen und schaute mit unverwandten Augen durch die offene Thüre nach der Stiege hin, wo die Mutter verschwunden war. Die unglückliche Tochter meinte, es müsse die Mutter noch einmal zurückkommen, zurücknehmen das entsetzliche Wort. Die Hausthüre wurde schmetternd zugeschlagen — die Mutter war fort.

10.
Armes Mutterherz!

Es war Freitag Abends, als Frau Golden in einen Laden ging, um für Georg Stoff zu einem Röcklein zu kaufen. Mit feinem Geschmacke suchte sie einen passenden Stoff aus, bezahlte und eilte weiter, um noch verschiedene andere Geschäfte zu besorgen; nachdem dieß geschehen, wandelte sie raschen Schrittes nach Hause mit dem freudigen Gedanken, wie das neue Kleidlein ihrem goldhaarigen Engelchen so wohl anstehen werde. Daheim angekommen, schritt sie leise dem Bettlein zu, in welchem vor kaum einer Stunde noch Georg still und friedlich geschlummert hatte.

Das Bettlein war leer.

„Theres," rief sie in die Küche hinaus, „bring den Kleinen herein!"

Keine Antwort.

Amalie ging hinaus und fand Theres düster an der Arbeit.

„Theres, wo ist Georg?"

Die Magd gab keine Antwort.

„Theres," rief die auf den Tod geängstigte Mutter und faßte die Magd am Arme, „Theres, wo ist mein Kind?"

„Madame," entgegnete trüb die Dienerin, „ich darf es nicht sagen."

„Ist mein Mann hereingekommen?"

„Ja vor etwa einer halben Stunde."

Frau Golden eilte nach dem Zimmer ihres Mannes, „Heinrich, was ist mit unserem Kinde vorgegangen? Wo ist Georg?" Ihre Füße schwankten, sie zitterte wie ein Espenlaub und mußte sich am Tische halten, um nicht umzufallen. Ihre Wangen waren schneeweiß und die sonst so schönen rothen Lippen bleich geworden, „wo ist Georg?" keuchte sie noch einmal fast athemlos.

Kommst Du am Sonntag freiwillig in den altkatholischen Gottesdienst?

„Ich darf nicht!"

„So wird Georg nie mehr in Deine Hände kommen,“ entgegnete Golden mit mühsam erzwungener Härte.

„Heinrich, das ist zu viel! Gib mir mein Kind zurück, mein Fleisch und Blut!“ rief sie und streckte flehend ihre Hände zu ihm auf.

„Ja oder Nein! Es liegt in Deiner Hand. Kommst Du am Sonntag in unsern Gottesdienst, freiwillig und ohne, soweit es an Dir liegt, Aufsehen zu erregen, so wirst Du nach dem Gottesdienst den Knaben wieder in Deinen Armen haben — kommst Du nicht, so hast du den Knaben zum letzten Mal geküßt: fortan wird er für dich wie todt sein. Dabei bleibt's; jetzt entscheide Dich!“

„Du zerreißt mir die Seele — gib mir mein Kind!“ stöhnte die gemarterte Mutter.

„Zuerst das Versprechen halten. Eins nach dem Andern.“

Fast bewußtlos wankte sie weg.

Sie verlebte eine furchtbare Nacht. Die Sehnsucht nach dem Knaben, der Kummer um ihn nagte unablässig am treuen Mutterherzen.

Es stritten Liebe und Pflicht einen Verzweiflungskampf; bald wollte es ihr scheinen, sie könne ihres verrathenen Kindes wegen Heinrich gehorchen und die Pfarrkirche besuchen; bald verwarf sie diesen Gedanken mit dem tiefsten Abscheu und erneuerte

ihr Versprechen, der Kirche treu zu bleiben, bis endlich der Schlaf die rothgeweinten Augen der müden Dulderin schloß.

Aber in schrecklichen Träumen streckte das Elend des Tages auch in den Schlaf der Nacht hinein seine Krallen. Amalie sah im Traum ihren Kleinen die Händlein nach ihr ausstrecken; sie wollte ihn fassen, — da trat Faun vor mit Hohnlachen im tückischen Gesicht und riß den weinenden Knaben von ihr weg. Dann sah sie den abgefallenen Pfarrer, wie er mit wildem Drohen sie beim Arme nahm und in die Kirche führen wollte. Auf dem Hinwege zur Kirche begegnete ihr der schreckliche Faun, der sie höhnisch angrinste. Auf einmal hatte Faun die Gestalt des Herodes, der seine Soldaten ausschickte, um ihr Kind zu tödten. Sie sah, wie ein wilder Soldat ihr den kleinen Georg aus den Armen riß und das Schwert zum tödtlichen Streiche über dem jammernden Kinde blitzte. In der Todesangst um ihr Kind that sie einen furchtbaren Schrei und — erwachte darob zitternd und in Schweiß gebadet.

Es war noch finstre Nacht; Nacht draußen — Nacht in ihrer Seele. Sie fühlte sich namenlos einsam und verlassen. Wohl lag im anstossenden Zimmer ihr Mann; aber sie hatte ja seine Liebe verloren und fand keinen Trost mehr bei ihm; er war ihr Feind geworden. Sie hatte Niemanden

mehr. Es war ihr, als könnte sie mit dem gekreuzigten Heiland ausrufen: „Mein Gott, mein Gott! wie hast Du mich verlassen!“ Kein Stern funkelte draußen am wolkenbedeckten Himmel, kein Sternlein drinnen im öden sturmbewegten Herzen. Aber allmählig tauchten immer klarer und lockender Bilder von früherem seligen Frieden, von stillem freundlichen Leben mit dem geliebten Manne und ihrem kleinen Engel in der Seele auf. „Ach, wie schön war's früher! Wie war ich so glücklich! Wie gingen die Tage so fröhlich vorüber! Und es kann wieder so werden, wenn ich nur den Wunsch meines Mannes erfülle und in die Pfarrkirche gehe. Hab' ich nicht genug Opfer gebracht? Hab' ich mich nicht genug gewehrt gegen den Abfall? Und fall' ich denn wirklich ab, wenn ich in den altkatholischen Gottesdienst gehe? Weiß man denn nicht, daß mir Gewalt angethan worden, die furchtbarer ist, als der Tod? Kann ich nicht dennoch meiner Kirche treu bleiben wenigstens innerlich und meinen Glauben bewahren? Aber wäre ich dann nicht eine Heuchlerin? Könnte mich Gott nicht dem Unglauben anheimfallen lassen? Wenn ich es aber nur deßwegen thue, um mein Kind wieder zu erhalten, damit ich es im rechten Glauben erziehen kann? — Aber darf ich um des Kindes willen abfallen, eine so schwere Sünde begehen? Ist Gott nicht all-

mächtig und treu und kann er es nicht auf den rechten Weg leiten, wenn ich meine Pflicht thue und das Andre ihm anheimstelle! Welches Aergerniß würde ich dadurch den guten Katholiken geben? Und würden Unentschiedene nicht auf mein Beispiel sich stützen und auch abfallen? Aber, wenn's so fortgeht in unserer Familie, wohin wird's noch mit uns kommen? — — O Gott, was soll ich thun? O mein armer Georg!" Und auf's Neue stürmte der Versucher mit allen Scheingründen auf ihr armes Herz ein, um es wankend zu machen in seiner Pflicht, es zum Abfall zu bringen.

Da stand sie auf und machte Licht und holte aus ihrem Bücherschrank hervor die hl. Schrift von Allioli, geziert mit schönen Bildern. Sie schlug das Buch von ungefähr auf und — vor ihr lag das Bild, welches den schrecklichen Augenblick darstellt, in welchem die makkabäische Mutter zusehen muß, wie ihre sieben Söhne fast neben einander unter den schrecklichsten Qualen ihr junges Leben aushauchen. Den jüngsten Sohn ermahnt sie gerade, dem allmächtigen Gott und seinem Gesetze treu zu bleiben. Und bald nach dem Kleinsten sinkt auch die Mutter in den schmerzlichsten Tod.

Amalie betrachtet das Bild lange, liest die Geschichte dazu, betrachtet das Bild wieder.

„Ein Bischen heidnisches Opferfleisch essen und

ihr Leben und das Leben dieser sieben theuren Söhne wäre gerettet gewesen. Ein Bischen Opferfleisch essen und diese schauderhaften Qualen wären ihr und ihren Söhnen erspart geblieben. — — "

„Und wenn sie auch von dem verbotenen Fleisch gegessen hätten, was wäre denn das so Wichtiges gewesen? Hätten sie nicht dennoch gute Juden bleiben und Jehova anrufen können? — — "

„Aber der Genuß dieses Fleisches war den Juden streng verboten und galt als Zeichen des Abfalls. Wenn diese heldemüthige Familie lieber in den Martertod ging, als daß sie auch nur das kleinste Zeichen des Abfalls gegeben hätte, um wie viel weniger darf ich, die katholische Christin, ein Zeichen des Abfalls geben; um wie viel weniger darf ich abfallen, kirchenfeindliche Predigten anhören, der gotteräuberischen Spendung der Sakramente beiwohnen? Und, o mein Jesus, in fortgesetzter Todsünde Dich empfangen und in einer Reihe von unwürdigen Kommunionen das schreckliche Gericht hineinessen? "

„Und diese makkabäische Mutter opfert ihre Kinder hin in Marter und Tod — sieben Kinder — die Lust und Freude ihrer alten Tage! Siebenmal wird das arme Mutterherz zerrissen, bis auch es unter den Streichen der Henkersknechte ausathmet."

„Wer hat Dich so stark gemacht, Du helden=

müthige Judenmutter? Du hörtest das schmerzliche Stöhnen Deiner Söhne — Du wanktest nicht. Du hörtest die krachenden Knochen Deiner Söhne — Du wanktest nicht in Deinem Glauben. Du sahest in die vom grimmigsten Schmerz entstellten Gesichtszüge Deiner Lieben. Du sahest die zuckenden Leichen, die zerrissenen Leiber und auch in Dein Mutterherz drang das wüthende Messer — aber fest bliebest Du in Deinem Glauben. Wer machte Dich so fest? Das war die allmächtige Gnade, die Millionen zum hl. Kampfe für ihren Glauben stärkte — — und diese Gnade, wird sie nicht auch mir zu Theil? Bleibt der hl. Geist, der Geist der Stärke, nicht bei uns? Ist er nicht nahe allen denen, die gebeugten Herzens sind?"

Und wieder sieht die bedrängte Frau auf das Bild hin und faltet die Hände und betet leise und der Geist des Trostes und der Stärke zieht in ihr Herz ein und ihr Gebet wird zum flammenden Versprechen ewiger unwandelbarer Treue an Gott und seine Kirche und sie steht auf vom harten Boden mit den Worten: „Herr, Du hast mir den Knaben gegeben; Du hast mir ihn für einstweilen genommen; Du wirst auch für ihn sorgen, allmächtige Liebe, besser als die schwache Mutter es kann; dein heiliger Wille sei gebenedeit!"

Beruhiget und getröstet legte sie sich wieder nieder.

Noch zuckte zwar hie und da wie grelles Wetterleuchten Mutterschmerz und Sehnsucht nach dem fernen Kind durch ihre Seele; aber sie blieb ruhig und fest in stiller Ergebung, bis endlich ein wohlthuender Schlaf sie umfing.

„Es wird Dir Ernst sein mit Deiner zerrissenen Seele, und wenn ich denken dürfte, Du wärest über Nacht vernünftiger geworden, so würde ich den Knaben gleich holen lassen," sagte Heinrich am Morgen beim Frühstück zu seiner Frau.

„Lass' Georg, wo er ist," entgegnete sie zitternd und leise um Festigkeit betend; „er ist in Gottes Hand."

„O Du herzlose Mutter! Ja, rühm' Dich selber Deiner Mutterliebe! S'ist nothwendig; sonst wird Niemand daran glauben. Noch einmal: soll ich das Kind holen unter der Bedingung, daß Du in die Pfarrkirche kommst? Bist Du so weit gesunken, daß Du Dich in Deinem Trotze nicht einmal um das Schicksal Deines Kindes kümmerst."

Sie gedachte der verflossenen Nacht und ihres schrecklichen Kampfes. Gränzenlos weh that ihr diese Zumuthung; aber sie hielt an sich und antwortete mit bebenden Lippen: „Heinrich, lass' den Knaben, wo er ist; ich traue dem Vater zu, daß er sein einziges Kind an einem rechten Orte versorgt haben werde. Der arme Kleine wird sich früh genug ge=

wöhnen müssen, ohne mich zu sein; denn so werd' ich's ohnehin nicht mehr lange aushalten."

„So, so? Willst Du es jetzt so versuchen? Meinst mich damit weich zu machen? Aber Frau Golden, da haben Sie sich verrechnet. Der Mann ist endlich einmal in mir erwacht und er wird Deinen Trotzkopf brechen, denk' daran; jammere so viel Du willst, es wird Dir nichts helfen."

Er stand auf, schob die Kaffeetasse wild von sich, nahm seinen Hut und entfernte sich.

Der Samstag ging vorüber, aber langsam und traurig. In fortwährendem Gebete und tüchtiger Arbeit suchte Amalie sich über den Wassern der Trübsal zu halten; aber wenn sie Georg's Bettlein leer, sein Spielzeug todt herumliegen sah; wenn jene Zeit kam, zu der sie sonst gewöhnlich den Kleinen aufnahm, ihn küßte und herzte und ihm sein Süpplein gab und jetzt — sah sie ihn nirgends, hörte ihn nirgends — gerade, wie wenn er gestorben wäre — dann brach der Jammer wieder mit Macht über's arme Herz herein, bis ein Blick auf den Erlöser am Kreuzesstamm die Stürme stillte, die Wellen sänftigte.

Es kam die Nacht wieder mit ihrer Einsamkeit, mit ihren Schreckbildern und Kämpfen; aber jede Nacht, auch die qualvollste geht vorüber und erwacht man auch manchmal am Morgen nur zu neuem

Elend, zu neuem Wandeln auf dorniger Pilgerbahn — so kommt doch endlich für jede treue Seele, die den guten Kampf kämpft, nach der letzten bangen Nacht der fröhliche Ostermorgen und sein seliges Alleluja. Unterdessen hält man sich an dem Worte des Herrn: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen", und zieht auf dem Leidenswege weiter.

11.

Auf dem Kampfplatze.

Sonntag Morgens ging Heinrich fort und kam erst am Abend spät heim, erhitzt von Wein und Zorn. Fauns und seiner Genossen Zureden und reichlicher Spott hatten das Feuer geschürt und angeblasen.

„Weib!" knirschte Golden, „bist Du heute in der Pfarrkirche gewesen?" Die Gluth loderte aus seinen Augen, die Hände ballten sich krampfhaft.

Amalie sah, daß jedes Wort, auch das mildeste und versöhnlichste, ihn in seinem krankhaft aufgeregten Zustand nur reizen werde, daß er in diesem Augenblicke zu Allem fähig sei; sie wollte ihm ein Verbrechen und namenlose Reue ersparen; in einem Tone, der die tiefste Trauer aussprach, gab sie zur Antwort: „Heinrich, ich durfte ja nicht," und ging unter dem Scheine von Geschäften auf ihr Zimmer.

Wüthend sprang er auf vom Stuhle, der rücklings zu Boden klirrte, und stürzte hinter dem Tische hervor, ihr nach. Sie eilte in namenloser Angst durch's Zimmer hindurch, die Stiege hinauf in ein noch unausgebautes Zimmer, wo sie gerade noch den Nachtriegel vorschieben konnte. Es flimmerte ihr vor den Augen. Sie mußte sich an der Mauer halten, um bei dem Schwindel, der sie ergriff, nicht umzufallen. Ihr Herz klopfte hörbar; fast vermochte sie nicht mehr zu athmen.. —

Da polterten die ersten dumpfen Schläge von Goldens Fäusten an die Thüre.

„Mach auf, Weib!“ tobte der entsetzliche Verfolger. Sie gab keine Antwort, hätte keine geben können.

„Aufmachen! Hörst du! Oder verloren bist Du, wenn ich die Thüre aufbrechen muß!“

Alles blieb still.

Er versuchte die Thüre einzurennen; aber die harthölzernen Schranken hatten Erbarmen mit der unglücklichen Frau und blieben fest der Armen zum Schutze.

Amalie war auf die Kniee gesunken, in unbeschreiblicher Angst des einbrechenden Mannes gewärtig und empfahl sich und ihr Schicksal Gott.

Da hörte sie Theres die Stiege hinauf kommen und Golden besänftigen.

„Um Gotteswillen, Herr Golden, was wird die Nachbarschaft denken? Vielleicht ist Madame ohnmächtig geworden, hört sie gar nicht und kann ihnen deßwegen auch keine Antwort geben. Und wenn sie am Ende noch in ihrer Angst zum Fenster hinausspringt! — — Was werden dann die Leute sagen, wenn man am Morgen Ihre Frau mit zerschmettertem Kopfe auf dem Steinpflaster findet? Dann gibt's polizeiliche Untersuchung und Augenschein und ein Gerede und Geschichten, daß man nicht daran denken darf."

Das waren Worte, welche Golden ziemlich abkühlten und ernüchterten; er ließ nach und ging grimmig in sich hineinfluchend auf sein Zimmer.

Es war wieder Alles still im Haus und um's Haus. Auch Amaliens Herz klopfte etwas ruhiger, als sie die letzten Schritte ihres Mannes verhallen hörte. Der Schrecken nahm ab; aber eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwäche erfaßte jetzt ihre Seele.

Sie konnte sich noch besinnen, daß in diesem Zimmer ein alter Küchenstuhl sich befinde, den der Gipser beim Ausweißen der Wände gebraucht hatte. Sie tastete mit den Händen in der Finsterniß nach dem Stuhle; endlich fand sie ihn, setzte sich darauf nieder und stützte das schwere Haupt in die bleichen Hände.

So saß sie da, ein Bild des tiefsten Jammers. Vor wenigen Wochen noch war sie eine glückliche Frau an der Seite eines geliebten Mannes und jetzt auf der Flucht vor ihm!

Vor wenigen Wochen noch die selige Mutter eines holden Knaben, dessen Blicke und Lächeln ihr vorkamen wie Sternenglanz und Rosenroth, und jetzt — kein Kind mehr!

Von der Mutter verflucht — vom Manne verfolgt — ihres Kindes beraubt — Pater Irenä fern! — Es war ihr, als ob die menschliche Gesellschaft sie ausgestossen hätte wie eine Verbrecherin.

„Und hab' ich wirklich ein Verbrechen begangen durch mein Kämpfen und Sträuben wider den Besuch des altkatholischen Gottesdienstes?“ seufzte sie schmerzlich vor sich hin.

„Und wenn ich Unrecht hätte — mein Festhalten am Bischof nicht Pflicht, nur Hartnäckigkeit wäre — wenn unser ehelicher Friede, unser süßes häusliches Glück nur durch meine Schuld zerstört worden wäre — wenn Alles das auf meine Rechnung käme, vom Ewigen in mein Schuldbuch geschrieben würde?“ — — Sie mußte sich erheben, mußte hin und her gehen, um der Aufregung Meister zu werden.

Endlich blieb sie am Fenster stehen und schaute hinaus in die schweigende Nacht. Der Himmel war

überzogen mit Wolken. Die arme Frau suchte ein Sternlein; es war keines zu sehen, um und um keines. Sie versuchte zu beten; aber sie vermochte ihre Gedanken nicht zu sammeln. Ihr ganzes tiefes namenloses Elend zitterte endlich in dem stöhnenden Rufe: „Jesus, erbarme Dich meiner!" in die Nacht hinaus zum Himmel empor.

In diesem Augenblick brach der Mond mit siegender Gewalt durch das zerreißende Gewölk hindurch und in hellem Glanze strahlten die vergoldeten Knöpfe des Kreuzes auf dem Kapuzinerkirchlein der jammervollen Frau ins thränennasse Auge.

In seliger Ueberraschung faltete sie die Hände und blickte lächelnd auf die weißen Mauern des lieben Gotteshauses, die im milden Lichte des Mondes friedlich sich erhoben. Es war ihr wie einem Kinde, das lange, lange überall nach seiner Mutter gesucht und gefragt und geweint hat, bis es unversehens ihr in die Hände lief und jetzt hangen wohl noch Thränen an den Wimpern, wie nach schwerem Wetter an jedwelchem Blümchen; aber sie sind nicht mehr trüb und farblos wie die Wolken am Himmel, sondern die Sonne spiegelt sich drin in wunderbarem Glanze.

„Ja, du bist nahe allen Denen, die eines betrübten Herzens sind," flüsterte sie dankend und spähte scharf von Fenster zu Fenster; aber, was

sie suchte — das Licht vor dem Tabernakel ihres göttlichen Bräutigams — fand sie nicht; das Chor lag etwas abgekehrt und im hellen Mondesglanze mußte der matte Schein des Lichtes ohnehin erbleichen.

„Ich weiß doch, wo Du bist, mein geliebter Heiland," sagte sie und nickte zufrieden. Du bist der ewig treue Freund, den mir Niemand abwendig machen kann. Du bist der allmächtige Freund, der über mir wacht und schließlich doch Alles zum Besten leitet. Und wenn Du in Deiner unerforschlichen Weisheit es zulassen solltest, daß ich dich hienieden nicht mehr empfangen kann, so werde ich doch dort droben Dich wiederfinden und dann nie mehr von Dir getrennt werden." Sehnsüchtig blickte ihr Auge nach oben; da blieb es haften auf dem Kreuze des Kirchleins.

„Du warst einst ein Zeichen der Schmach; jetzt bist Du ein Ehrenzeichen, wie es kein höheres gibt im Himmel und auf Erden. Deine Enden glänzten einst schrecklich roth vom Blute meines Herrn und jetzt funkeln sie im Glanze köstlichen Goldes."

„Und Du, der Du daran hingest, einsam und verlassen in Finsterniß und unsäglicher Qual — Du mein Gott und Herr, mein anbetungswürdiger Erlöser — wie bist Du jetzt über alle Namen erhöht. Wie warst Du einst gehaßt! — Wie bist Du jetzt geliebt! Wie warst Du einst in Schmach versenkt

— wie beugen sich jetzt Millionen Kniee in heiliger Anbetung vor Dir! Einst als Missethäter zwischen Verbrechern hinausgeführt zum Richtplatze — jetzt sitzend auf dem Throne der Herrlichkeit als Weltregent, umgeben vom leuchtenden Kranze der Heiligen! Und „„wo ich bin, da soll auch mein Jünger sein,““ hast Du gesagt. Du bist bei Deiner Kirche; ich will auch bei ihr sein und bleiben. Dein sichtbares Leben auf Erden war ein Kreuzleben; ich, Deine treue Jüngerin, will's nicht besser haben; dann werd ich einst auch im Himmel bei Dir sein. Hienieden will — — langsam verschwindet der Mond wieder hinter den Wolken — ich verstehe Dich, mein Herr und Heiland: Du willst mir andeuten, daß Du mich mit Deinem Troste wieder auf einige Zeit verlassen willst. So sei es denn: Dein Wille geschehe wie im Himmel der Seligkeit, so auf der Erde der Trübsal. Nur bewahre mich vor Abfall und Kleinmuth und — erbarme Dich meines armen lieben Mannes — —“ Leises Schluchzen erstickte ihre Worte; sie sank mit gefalteten Händen in die Kniee. Ihr ganzes Wesen, jeder Pulsschlag war ein Gebet für den Geliebten ihres Herzens, daß Gott ihm die Augen öffnen, ihn aus den Schlingen des Bösen retten, ihn zur heiligen Kirche zurückführen möge.

Von Fieberfrost geschüttelt, stand sie endlich auf und setzte sich in eine Ecke hin, wo sie bald in

einen festen Schlaf versank, in welchem sie die leise klopfende Theres nicht mehr hörte.

Als sie wieder erwachte, schien die Morgensonne auf ihr blasses Angesicht. Verwundert sah sie sich im ganzen Zimmer um: sie war ganz betäubt und konnte lange nicht begreifen, wie sie dahin gekommen sei, bis endlich langsam die Erinnerung zurückkehrte und allmählig der gestrige Abend mit seinen Erlebnissen klar und bestimmt vor ihrem Geiste auftauchte. Wie ein mächtiger Strom flutheten Schmerz und Trauer wieder in's Herz der armen Frau hinein; da tönte das Meßglöcklein aus der Kapuzinerkirche hell und mild in den Sturm ihrer Seele hinein und sie ward wieder ruhig.

Jetzt hörte sie Tritte vor der Thüre. Sie bebte zusammen. Es pochte an der Thüre. Ihr Herz klopfte stärker; ängstlich lauschte sie, aber gab keine Antwort.

„Madame," rief Theres von außen, „öffnen Sie und kommen Sie herunter, der Herr ist schon früh ausgegangen."

Mühsam erhob sich die fröstelnde Frau und schob mit zitternden Händen den Riegel zurück; Theres trat ein und hatte kaum noch Zeit, mit kräftigem Arme die umsinkende todtenbleiche Frau zu umschlingen. Sie trug die Ohnmächtige in ihr Zimmer hinunter, legte sie in's Bett, schickte sogleich

nach dem Arzte und brachte unterdessen wärmenden Thee. Der Arzt kam, untersuchte den Zustand der Kranken und verfügte sich alsobald wieder nach Hause, wo er die Medizin bereitete. Sie wurde sogleich abgeholt; aber die Kranke nahm Nichts ein; sie war nicht mehr beim Bewußtsein und rief alle Augenblicke nach Heinrich und Georg. Mit schwerem bittern Herzen kam Golden heim; er hatte auf dem Wege den Doctor angetroffen und die traurige Kunde vernommen. Sein Zorn war verraucht. Schweigend trat er in's Zimmer an das Bett der Kranken. Sie kannte ihn nicht; er wollte sie bei der Hand nehmen.

„Gehen Sie weg, Faun!“ rief sie in ihrem irren Sinn, „weg, weg von mir! Sie sind nicht mein Mann — — Sie haben kein Recht an mich — Amalie ist Christin — sie wird keine Ehebrecherin — gehen Sie weg!“ —

Heinrich trat ganz verwirrt vom Bette zurück.

„Gehen Sie nur ganz fort, Faun! Ganz fort!“

Golden setzte sich in eine Ecke.

„Fort, ganz fort, Faun! Was sitzen Sie dort? Es hilft Alles nichts. — Nie, nie! Amalie bleibt treu ihrem Manne und ihrer Kirche. O Heinrich, Heinrich! Wo bleibst Du so lange?“

Dann lispelte sie wieder lächelnd: „Heinrich kommt wieder und bringt mir meinen Georg — —

das blaue Röcklein wird ihm wohl anstehen zu seinen blonden Härlein — dann gehen wir weit fort mit einander und ich kann wieder in die Kirche und Heinrich kommt auch mit und Georg auch — O das wird schön sein — Sind Sie schon wieder da, Faun?" — Heinrich hatte sich dem Bette wieder genähert — „gehen Sie doch fort — fort!"—

Golden ging kopfschüttelnd aus dem Zimmer; der Sinn ihrer Reden war ihm dunkel und räthselhaft. „Fort, Faun, ich bleibe meinem Manne treu" — — was soll das heißen? — — Sollte Faun — —?" Da kam der falschkatholische Pfarrer die Stiege hinauf, um selbst die Kranke zu besuchen und im Falle der Nothwendigkeit mit den Sakramenten zu versehen, damit ja nicht etwa ein rechtgläubiger Priester ihm zuvorkomme.

„Was bist Du für ein schwarzer Mann?" rief sie, als er an ihr Bett trat und sich nach ihrem Befinden erkundigte.

„Bist Du der neue Pfarrer? — Du bist nicht von Gott gesandt; geh' weg! — Amalie bleibt der Kirche treu; — geh weg! — Du säest Zwietracht aus — nimmst der Frau Mann und Kind — hättest die arme Frau schützen können bei ihrem Glauben; — du hättest sie nicht sollen zum Abfall zwingen lassen. Gib mir mein Glück wieder: meinen Mann, mein Kind! — — — O wie stehst Du

da ohne Erbarmen! — Du hast Fluch gebracht und Fluch wird Dir nachziehen, wenn Du wieder gehst.“ — —

Der Pfarrer zitterte am ganzen Leibe; es grauete ihm vor dem Elend, das er mitgeholfen hatte anzurichten. Er wollte mit sanften Worten zusprechen, belehren, trösten.

„Geh weg! — Dein Wort ist Lüge!“ — Mit entschiedener Geberde wandte die Kranke ihr Gesicht auf die andere Seite.

Der Pfarrer richtete einige Worte an den schwer leidenden Heinrich und empfahl sich.

12.
Der Schurke.

An jenem Abend war Pater Irenä von einer Mission heimgekommen und hatte sofort von der Krankheit der Frau Golden gehört. Außer dem inständigen täglichen Gebete für sein Beichtkind hatte er anders nichts für dasselbe thun können. Jetzt eilte er in die stille Klosterkirche, kniete hin vor den Tabernakel, betete inbrünstig einige Augenblicke zum guten Hirten, daß Er ihm den Weg bahne zum verlassenen Schäflein. Dann wandelte der fromme Ordensmann dem Hause Goldens zu, wo er freund=

lich und ehrerbietig aufgenommen und ohne Umstände an's Bett der Kranken geführt wurde.

„Gelobt sei Jesus Christus!" redete der Pater die Kranke an; sie antwortete: „In Ewigkeit Amen." Dann sah sie ihn starr an, seine braune Kutte, seinen langen weißen Bart; dann blieben ihre Augen unverwandt auf seinem Gesichte haften, als wollte sie in seinen Zügen lesen, wer er sei. Man sah, ihr Geist rang nach Bewußtsein und Klarheit; sie rieb sich mit der weißen magern Hand die hohe Stirne; endlich schaute sie sich um im ganzen Zimmer und fragte!

„Wo bin ich denn?"

„Guten Abend, Frau Golden!" grüßte der Pater freundlich. Wieder schaute sie ihn an.

„O Gott, Pater Irenä," seid Ihr's? Das ist schön, daß Ihr auch einmal zu uns kommt, und siehe da — mein Heinrich!" Sie streckte beide Hände nach ihm aus. Er neigte sich zu ihr nieder. Sie umschlang ihn mit beiden Armen so innig und fest, als wollte sie sich entschädigen für die trauervollen schmerzlichen Tage der unseligen Trennung. Kein Wort brachte sie zuerst über ihre Lippen; endlich hob sie das fieberheiße Gesicht in die Höhe, hielt seine beiden Hände in den ihrigen und rief: „Nicht wahr Heinrich, ich bleibe Dir treu!"

„Ja, ja, meine theure Amalie! Es zweifelt ja

Niemand an Deiner Treue; aber jetzt mußt Du Dich wieder niederlegen und schön ruhig bleiben." Er machte sanft ihre Finger los, ließ die Erschöpfte langsam aufs weiße Kissen nieder und deckte sie zu.

„So Heinrich," sagte sie zufrieden und lächelte, „so ist's recht. Du bist mein einzig Geliebter" und warf ihm einen Blick voll der zärtlichsten Liebe zu. „Faun hat kein Recht an mich, nicht wahr Heinrich?" Sie schaute wieder ängstlich im Zimmer umher. Bewußtlosigkeit war wieder über sie gekommen; wilde und unheimliche Worte klangen in das Ohr der beiden Männer.

Schmerzlich bewegt schaute Heinrich an dem greisen Pater hinauf, in seinen Zügen forschend, was da für ein furchtbares Geheimniß verborgen sein möchte.

Der Pater ging mit ihm in ein anderes Zimmer und berichtete ihm den ganzen Verlauf, so weit er ihn kannte.

„Pater, ihr lügt!" brach endlich Heinrichs schwer verhaltener Grimm los. Es kochte in seiner Brust.

„Theres."

Die Magd kam.

„Weißt Du etwas von einem Verhältnisse Faun's zu Amalie? Aber rede die Wahrheit, wenn Dir dein Leben lieb ist; rede!"

Sie erzählte, wie Frau Golden beim ersten Besuche Faun's erschrocken sei und nach dessen Weggang geröthete Augen gehabt habe, so daß man wohl habe merken können, daß sie geweint. „Beim nächsten Besuche Faun's bin ich dann von außen in das Nebenzimmer geschlichen und habe nun die schrecklichen Worte Faun's gehört, zwar nicht ganz, aber doch so viel, daß ich mehr als genug gewußt habe." Sie erzählte nun, was ihr Ohr aufgefaßt hatte.

„Theres, ist das wahr oder lügst Du etwas Deiner Frau zu lieb?"

„Herr Golden, möge mir Gott bei meinem letzten Ende seine Gnade entziehen, wenn ich ein Wort zu viel gesagt habe."

„Warum sagtest Du mir denn niemals etwas davon, Du — —." Er packte sie beim Arme in unbeschreiblicher Aufregung.

„Ach Herr," antwortete die Zitternde und wollte den schmerzlich gepreßten Arm aus dem ehernen Griffe seiner Hand los machen, „was hätte die Horcherin für einen Lohn bekommen? Und hättet Ihr einer einfachen Magd geglaubt, wenn sie etwas wider Euern besten Freund gesagt hätte?"

Sie stieß einen Schrei aus; ihr letztes Wort hatte den wundesten Fleck seines Herzens getroffen; er fühlte die furchtbare Wahrheit, die sie ausgesprochen, und mit einem von entsetzlichem Grimm

gestählten Griffe seiner nervigen Finger stieß er die schuldlose Magd von sich.

Dann schritt er betäubt in der Stube auf und nieder; in seiner Seele wogte schwarz und wild ein Meer von Qual und Groll auf und nieder.

Es schwindelte ihm vor den Augen: er mußte sich setzen. Pater Irenä suchte ihn so gut als möglich zu beruhigen, ging dann noch zu Frau Golden hinüber, die endlich müde und erschöpft in einen schweren Schlaf gesunken war. Leise betete er einige Worte, machte das Zeichen des hl. Kreuzes über sie und ging heim in seine Zelle.

Heinrich steckte eine geladene Doppelpistole ein, ging fort und ließ sich bei Faun anmelden.

Die Magd führte ihn hinauf ins Zimmer des Herrn.

„Ah guten Abend Herr Golden! Spät, spät! Das muß dringend sein. Haben Sie vielleicht eine telegraphische Depesche erhalten? Nehmen Sie Platz." Er stellte ihm einen Sessel her und präsentirte ihm eine Cigarre.

„Danke," sagte Golden abwehrend, „jetzt nicht; jetzt möchte ich Aufschluß über Ihr Verhältniß zu meiner Frau."

„Zu Ihrer Frau? Wie meinen Sie das? Sie reden heute etwas sonderbar," bemerkte Faun erbleichend.

„Sie haben meiner Frau entehrende Zumuthungen gemacht,“ stöhnte Heinrich heraus.

„Mein Herr,“ entgegnete Faun mit erzwungener Fassung, „ich erachte es unter meiner Würde, Ihnen eine andere Antwort zu geben, als die, daß ich Sie ersuche, sofort mein Haus zu verlassen, sollten Sie sich weigern, so sähe ich mich in die unangenehme Lage versetzt, durch meine Magd die Polizei holen zu lassen;“ damit machte er Miene, aufzustehen und nach der Thüre zu schreiten.

„Herr Faun, Sie thun besser, wenn Sie sitzen bleiben; das geringste Zeichen — und ich schieße Sie nieder, wie einen Hund. Eine Kugel für mich und Eine für Sie, wenn Sie sich nur rühren.“ Er schritt, die Waffe schußfertig in der Hand und Faun beständig im Auge behaltend zur Thüre, schob den Riegel vor und fuhr fort:

„Meine Frau ist todtkrank. Sie hat im Zustande des Irrsinnes geoffenbart, was seit Wochen in ihrer Brust verborgen lag. Andere haben es bestätiget.“

„Das kann nicht sein,“ fuhr Faun fort, „es war Niemand Zeuge unserer Unterredung.“

„Wissen Sie denn nicht, daß die Wände Ohren haben. Sie sind belauscht worden. Drum bin ich eben über den Verlauf der ganzen Sache genau unterrichtet. Nun will ich's aber aus Ihrem eigenen

Munde hören; nur ein aufrichtiges Geständniß kann Sie retten vor Schmach und Schande."

Faun hatte noch andere derartige Dinge auf dem Gewissen; es lag ihm viel daran, daß die Sache möglichst verborgen bleibe und so antwortete er auf die Fragen, die Heinrich nun an ihn stellte, mit ziemlicher Aufrichtigkeit, doch immer mit großer Vorsicht, um ja nicht mehr zu verrathen, als Golden schon wissen mochte. Daß er sich möglichst entschuldigte, seiner Sache ein möglichst unschuldiges Mäntelchen umhing und darzuthun sich bemühte, daß es ihm mit der Sache doch nicht so Ernst gewesen sei, versteht sich. Aber die Enthüllung dieser Geschichte hatte ein ganz entsetzlich beschämendes Licht auf das Benehmen Faun's gegen Heinrich geworfen. Er sah nun klar ein, wie jedes Wort Faun's darauf berechnet gewesen, ihn in den Strudel der altkatholischen Verwirrung noch tiefer hineinzuziehen und ihn zum Hasse seines armen Weibes aufzustacheln. Er sah mit einem Worte die schreckliche Erfüllung des Racheplanes, den Faun seinem unglücklichen treuen Weibe vorgelegt hatte.

So ließ sich denn Heinrich keinen blauen Dunst vormachen; er wußte zu viel und was er nicht wußte, wurde ihm aus dem Zusammenhang klar und darum riß er jeden bessern Schein, den sich Faun geben wollte, unbarmherzig weg und setzte

ihm so zu, bis endlich die entscheidenden Anklagepunkte in ihrer Wahrheit festgestellt und von Faun zugegeben waren.

Das Verhör war fertig. — Heinrich hatte Nichts mehr zu fragen. — Er hatte nur noch einen Gedanken in seiner Seele — den Gedanken an sein treues hingeopfertes Weib.

„Faun!“ flüsterte der unglückliche Mann mit schrecklichem Gesichtsausdruck und stand mit den Zähnen knirschend auf, „ich habe mein Glück zerschlagen, mein armes Weib an den Rand des Grabes gebracht; aber alles ist — Dein Werk. Du hast unter der Maske heuchlerischer Freundschaft mich dahin gelockt. — — Wenn ich Dich niederschieße, wie eine Schlange — verdienst Du es nicht?“

Er spielte seltsam mit der Pistole; sein Auge funkelte glühend auf Faun hinüber, der todtbleich dasaß und keiner Bewegung fähig, unverwandt die schreckliche Waffe anstarrte.

„Auf die Kniee, Schurke!“ zischte Golden. Bebend rutschte der Sünder auf den Boden hinunter.

Heinrich stand vor ihm mit verschränkten Armen, das gespannte Pistol in der Rechten. Blicke des tödtlichsten Hasses warf er Faun zu.

„Erbarmen!“ flüsterte der Zitternde.

„Erbarmen?“ knirschte Golden, — — „Was ist das? Sag mir, was ist das für ein Ding: Er-

barmen? Sag mir das, dann will ich Dir das Leben schenken. — —"

„Also, was ist Erbarmen?"

Faun, immerfort in das schrecklich von Haß und Schmerz verzerrte Gesicht seines Gegners starrend, war keines Gedankens mehr fähig, geschweige eines Wortes. Stumm, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Angst kniete er da.

„Was ist Erbarmen?" fragte Heinrich nochmals.

Keine Antwort erfolgte.

„Ah — Du weißt nicht, was Erbarmen ist; Du kennst kein Erbarmen — — hast ohne Erbarmen mein armes Weib zum Tode gehetzt, — — Ich glaubte nie an Teufel; jetzt glaub' ich, daß es Teufel gibt. — — Aber, warum haben sie Dich nicht schon lange geholt, Dich nicht schon lange hinuntergerissen in den verfluchten Abgrund, wo Du Niemandem mehr schaden könntest! — — Du solltest hier auf Erden in des Teufels Auftrag wirken, — sein Werk auf Erden fördern — Jammer und Elend verbreiten — darum haben sie Dich auf Erden gelassen, haben gesehen, daß Du das Zeug dazu hast, als Teufel zu wirken, bis Deine Zeit um ist. — — Ich glaub', es wär' ein gutes Werk, Dich Deinem Geschäftsherrn in der Hölle zuzuschicken. Meinst Du nicht auch?"

Er hob die Waffe schußfertig —

„Bet' ein Vater unser, wenn Du's kannst!"

„Golden, Sie machen sich und Amalien unglücklich," stöhnte Faun in Todesangst.

„— — Du hast Recht," sagte Golden und setzte ab, „ich will meinem armen gemarterten Weibe das Herz nicht ganz brechen; dank es dem Engel, daß Du am Leben bleibst!"

Er ließ den gespannten Hahn vorsichtig nieder, steckte die Waffe ein, nahm seinen Hut und ging.

13.
Die reuige Mutter.

Von jetzt an saß Heinrich fast immer am Bette seiner Frau. Kein Schlaf kam mehr über seine Augen; keine Ruhe wollte anfangs in das von schrecklicher Reue zernagte Herz kommen.

Wenn die arme Frau so wehmüthig klagte, immer nach Heinrich rief und ihn doch nicht erkannte, wenn sie dazwischen so unheimliche irre Reden fallen ließ — dann brachen die kaum etwas geschlossenen Wunden seines Herzens immer wieder auf und nur dem mächtigen und liebreichen Worte des fleißig erscheinenden Paters gelang es, ihn so aufzurichten und zu halten, daß er nicht in Schwermuth versank.

Amaliens Mutter war natürlich ebenfalls von der Krankheit ihrer Tochter in Kenntniß gesetzt

worden. Nach kurzem Besinnen wurde doch eine bessere Regung im Mutterherzen Meister und so trat sie eines Abends in's Krankenzimmer an Amaliens Bett.

„Guten Abend, Amalie!“ grüßte sie mit mütterlicher Theilnahme; denn beim Anblicke des leidenden Kindes war auch der letzte Rest von Unwillen in ihrem Herzen vergangen.

Seltsam schaute Frau Golden die am Bette stehende Person an und fuhr spielend mit der weißen Hand über die Decke weg.

„Guten Abend, Amalie!“ grüßte die Mutter noch einmal und neigte sich zur Kranken auf's Bett nieder; „Amalie, sagst Du Nichts zu Deiner Mutter?“

Die Kranke wich unwillkürlich zurück mit dem Kopfe, aber schaute immer gleich starr auf der Mutter Angesicht. Endlich fragte sie: „Wer bist Du?“

„Mein theures Kind!“ rief die Mutter unter fließenden Thränen, „kennst Du mich denn nicht mehr? Ich bin ja Deine Mutter.“

Amalie schüttelte den Kopf: „Meine Mutter hat mich verflucht; ich komme Dir nicht mehr über die Schwelle Deines Hauses hat sie gesagt, und wenn ich gestorben bin, sollst Du nicht an meinem Grabe beten, hat sie gesagt. Ich habe keine Tochter mehr, hat meine Mutter gesagt — — und Amalie hat keine Mutter mehr —“ mit Macht quollen die

Thränen ihr stromweise unter den Wimpern hervor — „keine Mutter mehr! — keine Mutter mehr! — und geflucht hat sie mir und ich darf nicht beten an ihrem Grabe und darf nicht mit ihr zur Kirche und darf ihr die Augen nicht zudrücken! — Mann verloren — Kind verloren — Mutter verloren — Alles verloren!“ — —

Die Mutter konnte nicht mehr reden; die harte stolze Frau brach zusammen am Bette des einzigen Kindes, dem sie um seiner heldenmüthigen Treue willen geflucht hatte. Ihr Auge wurde trüb von Thränen; aber sie konnte es nicht abwenden von der theuern Kranken. Leise rang sich hie und da der Name ihrer Tochter aus dem wie zusammengeschnürten Halse. Sie betete aus dem Grunde ihres Herzens, Gott möge der Kranken das Bewußtsein wieder geben, sie wolle gutmachen, was sie an Amalie gesündigt habe.

Da fiel ihr Blick auf einen Fingerring, den sie seit vielen Jahren trug und mit welchem Amalie oft als Kind gespielt hatte. Der Ring stellte zwei in einandergeschlungene Schlänglein vor, über deren Köpfen ein zierliches Krönlein glänzte.

Ein Strahl der Hoffnung leuchtete auf dem Angesichte der Mutter. Sie streifte den Ring vom Finger und hielt ihn der Kranken dar: „Amalie kennst Du den Ring da?“

Die Kranke nahm den goldenen Reif, betrachtete ihn und küßte ihn zärtlich: „Das ist der Ring meiner Mutter, sie hat ihn von der Großmutter — — o meine Mutter!" — ihr Auge fing sich wieder an zu feuchten.

„Amalie," rief die Mutter freudestrahlend, „jetzt kennst Du mich doch; schau mich recht an — so — gelt, ich bin Deine Mutter? Gelt, du kennst mich?"

Aber Amalie kannte die Mutter nicht. Diese gab dem Kinde die zärtlichsten Namen, erinnerte es an hundert Ereignisse und Vorfälle — es war Alles umsonst.

Wer schon mit solchen Kranken verkehrt hat, der weiß, daß derartige Bemühungen gerade das Gegentheil bewirken. Je mehr man den Kranken einen Irrthum ausreden will, desto versessener werden sie darauf.

So ging es auch hier. Alle Bemühungen der Mutter, Amalie zur Einsicht zu bringen, waren vergeblich. Die Kranke behauptete immer hartnäckiger, sie habe keine Mutter mehr; aber zur gleichen Zeit jammerte sie wieder erschütternd nach ihr.

Mit unsäglich schwerem Herzen kehrte die Mutter heim, ohne zuvor mit ihrem Kinde sich ausgesöhnt zu haben. Aufregung, Schmerz und Reue warfen auch sie auf's Krankenbett. Sie hatte Amalie zum letzten Mal gesehen.

14.

Der Himmel thut sich auf.

Der Irrsinn der Kranken war gebrochen; sie erwachte zum klaren Bewußtsein. Ihr erster Blick fiel auf den weinenden Mann.

„Was weinst Du, Heinrich?"

Es schüttelte den hohen starken Mann am ganzen Leibe. Keines Wortes fähig, barg er sein thränennasses Angesicht in die Bettdecke. Die Kranke legte, wie segnend, ihre Rechte auf sein Haupt und sagte mild und süß: „Heinrich, weine nicht!"

„Verzeih' mir, Du armes treues Weib, das" — er vermochte nicht weiter zu reden.

„Heinrich, mein Liebster; laß, was hinter uns liegt. Wir haben einander wieder gefunden; es wird Alles wieder gut werden. Weine nicht mehr, mein Theurer; es thut mir weh."

Nach einigen Minuten hob sie wieder an: „Heinrich, ich bin so schwach, habe so lange meinen Heiland entbehrt; ich möchte Ihn wieder einmal empfangen, aber aus der Hand eines rechtmässigen Priesters, wenn's Dir recht ist."

„Ja, Amalie, es soll geschehen, sobald Du willst," entgegnete er und wischte sich die Augen.

„Und Du richtest dort ein schönes Altärchen auf, nicht wahr, Heinrich? Theres wird Dir helfen; sie weiß, was dazu gehört. Jetzt laß mich etwas allein; ich möchte mich sammeln; zieh die Gardine vor.“

Heinrich that's; dann ging er mit Theres an die Ausrüstung des Altars.

Auf einen Tisch, den sie so an die Wand stellten, daß die Kranke bequem hinsehen konnte, breiteten sie einen rothen Teppich aus, der bis auf den Boden hinunter reichte; über den Teppich legten sie ein mit Spitzen umrandetes blendendweißes Tuch. In die Mitte wurde ein edelgeschnittenes Kreuz von Elfenbein gestellt, auf beiden Seiten silberne Leuchter mit weißen Wachskerzen. Darneben stellten sie zierliche vergoldete Porzellanvasen, aus denen heraus eine reiche Blumenpracht sich entfaltete; darüber hingen zwei liebliche Oelgemälde an der Wand.

Mit dem Gefühl wehmüthiger Befriedigung schaute Heinrich das gethane Werk an; dann ertheilte er Theres den Auftrag, in's Kloster zu gehen und Pater Irenä den Wunsch der Kranken zu melden.

Nach einiger Zeit kam der Pater, wurde aber zuerst in ein anderes Zimmer geführt, wo Golden ihn bat, seine Beicht anzuhören. Was die beiden Männer dort verhandelt haben, weiß Gott. Da

Heinrich diesen Morgen, wie fast immer, aus Gram und Elend noch Nichts genossen hatte, so bekam er vom Pater die Erlaubniß, zugleich mit Amalien kommunizìren zu dürfen.

Endlich traten die Beiden in Amaliens Zimmer; sie hatte gerade nach Heinrich gerufen.

Er schob die Gardine zurück; ein mildes freundliches Lächeln strahlte auf dem Gesichte der Kranken, als sie den schön aufgerichteten Altar erblickte, „Dank Dir, mein Heinrich! Gott grüß Euch, Pater Irenä!“ Er gab ihr den Segen mit dem hochwürdigsten Gute und stellte es auf das Corporale, indeß Heinrich die Kerzen anzündete; dann ging er hinaus.

Aber es dauerte nicht lange, so durfte er wieder eintreten. Jahrelang war Amalie des Paters gehorsames Beichtkind gewesen, hatte seine Weisungen genau befolgt, sich bezwungen, gebetet, geduldet, sich bemüht, auch die kleinen Fehler der Uebereilung und Schwachheit allmälig abzulegen. Er kannte die Sehnsucht der reinen Seele nach ihrem Herrn, machte es kurz mit seinem Zuspruch, ertheilte ihr die hl. Lossprechung und zum Schluße bereitete er sie noch auf die ungeahnte Freude vor, daß auch Heinrich die hl. Kommunion empfangen werde.

„Gott ist gut,“ flüsterte sie selig und warf einen

Blick voll des tiefsten Dankes auf das hochwürdigste Gut.

Während die Andern eintraten und sich ehrerbietig vor ihrem verborgenen Gott und Heiland auf die Kniee niederließen, zog der Pater das weiße Chorhemd an, warf sich die Stola um, kniete nieder und betete mit gedämpfter Stimme die Gebete vor der hl. Communion; dann reichte er der Kranken ihren Erlöser in Brodesgestalt, den sie mit unsäglicher Liebe empfing. Alsdann wandte sich der Pater zu Heinrich und reichte auch ihm in der hl. Hostie den besten und treuesten Freund. Dann kniete er hin vor dem hochwürdigsten Gute und überließ die beiden Communicanten ihrem Stillgespräche mit dem eingekehrten Heilande. Nach Verfluß einer kleinen Weile wurden noch die Gebete nach der hl. Communion verrichtet; dann zog er Chorhemd und Stola ab, barg das Gefäß mit den hl. Hostien in seiner schlichten Kutte und begab sich in die Klosterkirche zurück, wo er in stiller Andacht am Altare hingesunken, dem Herrn seinen Dank darbrachte.

Unterdessen zog sich Heinrich in stiller Andacht zurück, um auch Amalien ihren Gefühlen ungestört zu überlassen.

Nach einiger Zeit klopfte sie und Golden trat ein.

„Geliebtester!“ — sagte sie und streckte ihm

beide Hände entgegen, „Gott vergelte Dir die Freude, die Du mir heute gemacht hast!“ Er setzte sich an's Bett, ihre Hände in den seinigen, sein Haupt an das ihre gelehnt. Sie redeten kein Wort und verstanden einander doch.

Endlich unterbrach Heinrich das heilige Schweigen; er richtete sich etwas auf, drückte innig die Hand seiner Frau und sagte: „Amalie, Gott hat mir verziehen; wirst auch Du mir verzeihen Alles, was ich, irregeführt durch falsche Grundsätze und Freunde, an Dir gefrevelt habe — —?“

Sie ließ ihn nicht weiter reden. „O Heinrich,“ unterbrach sie ihn, „wie thust Du mir so weh mit Deinen Worten! Alles ist vergeben, ich fühle so recht, wie wahr es ist, was im Liede steht:

„Eine sel'ge Stunde wiegt ein Jahr von Leiden auf. Du bist mit Gott und seiner Kirche ausgesöhnt und Dein edler Charakter ist mir Bürge, daß Du fortan Gottes heiliger Sache treu bleiben wirst.“

„Ja, Amalie, dessen darfst Du versichert sein; ich will gut machen, was ich gefehlt. In fester Treue an meine Kirche, an meinen alten Pfarrer will ich meine Reue zeigen.

„So ist's recht, mein Theurer; jetzt aber möchte ich meinen Kleinen wieder sehen,“ bat die Kranke leise.

Nicht lange dauerte es und der herzige Knabe lächelte schon von weitem der Mutter zu und streckte ihr seine Händlein entgegen. Sie herzte und küßte das Kind, als eben der Doktor Heid eintrat. Er schaute die Patientin an, fühlte ihren Puls; die Sache gefiel ihm nicht. Er gebot unbedingte Ruhe und schimpfte auf den Pater, dessen Besuche ihm bekannt geworden waren.

„Herr Doktor," entgegnete sie mit sanfter Festigkeit, „daß wieder Friede und Ruhe bei mir eingekehrt ist, habe ich dem ehrwürdigen Pater zu verdanken und nicht Ihnen; übrigens sollen Ihre Vorschriften befolgt werden."

Der Doktor dachte an jenen Abend in der Bierbrauerei, wo er Golden zu Gewaltmaßregeln gegen seine Frau aufgefordert hatte, schwieg und entfernte sich.

Der Tag ging leidlich vorüber, ebenso die Nacht; aber die Schwäche nahm immer zu; die seit einigen Wochen durchgestrittenen Kämpfe hatten die Kräfte der frommen Dulderin gebrochen.

Gegen Mittag stellten sich die ersten Todeszeichen ein. Pater Irenä ertheilte ihr die hl. Oelung und die General-Absolution.

Mit rührenden Worten nahm sie von dem weinenden Manne Abschied, versprach ihm, am

Throne Gottes für ihn und den lieben Georg zu beten, trug ihm noch einige Abschiedsgrüße auf an ihren Vater, der wegen Fußgicht das Zimmer nicht verlassen konnte und an die kranke Mutter, deren Sinnesänderung sie erfahren hatte.

Ihre Worte flossen immer spärlicher, immer leiser — der Todeskampf trat ein. Der Pater betete mit ihr in kurzen abgebrochenen Sätzen — dann richtete er wieder Worte des Trostes, des ewigen Lebens an sie.

„Es wird so heiter vor mir,“ lispelte sie leise mit verklärtem Angesichte.

„Meine Tochter,“ entgegnete der Beichtvater, „der Himmel thut sich auf, um die treue Frau und Christin aufzunehmen unter seine heiligen Schaaren; bald wird Deine Seele unter dem Jubelsang der himmlischen Geister sich mit ihrem göttlichen Bräutigam vermählen auf ewig, gedenke dann auch unser, wenn Du in seinem Reiche bist.“ —

Noch einmal küßte sie das Kreuz, das sie in der vom Rosenkranz umschlungenen Hand hielt — dann sah sie Georg und ihren Mann an mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe, drückte dem Weinenden die Hand, bewegte ihre Lippen und „Hein — rich — Georg — treu — wie — der — seh'n“

waren ihre letzten Worte, die er auf dieser Erde von seinem treuen Weibe vernahm.

Dann noch einige verlorne Athemzüge — und die reine Seele flog zu dem auf, der da gesagt: „Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des ewigen Lebens geben.“

Fest hielt die eine Hand das Kreuz umschlungen, die and're ruhte unentweiht in des laut aufjammernden Mannes Hand, im Tode noch zum Zeugniß, daß sie die Treue bewahrt bis zum Tode — Gott und ihrem Gatten.

Oelfarbendruck-Porträt Papst Pius IX. gegen Nachzahlung von 1 fl. 24 kr. — 24 Sgr.

☛ Alle diese Romane zusammen kosten in 10 Leinwandbänden 16 fl. 30 kr. — 9 Thlr. 26 Sgr.

Von diesen Romanen heben wir noch ganz besonders jene hervor, welche ihre Themate den gegenwärtigen Kämpfen auf geistigem Gebiete entnommen haben und deren Verbreitung überaus wünschenswerth ist. Es sind das:

Die Schwarzen und die Rothen — Fortschrittlich — Die Aufgeklärten.

Um diese Verbreitung zu fördern, gibt der Verleger **jedem Besteller von 6 Exemplaren eines dieser Bücher ein**

siebentes Exemplar gratis.

Amalie

oder:

Treu bis in den Tod.

Ein Märtyrerbild aus dem Jura

von

Christian Römer.

Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1874.

Deutscher Hausschatz
in Wort und Bild für 1874.

Mit Beiträgen von Bernard Altum, Ludwig v. Arndts, Carl Berthold, Heinrich Bone, Clemens Brentano, Emmy v. Dinklage, Amara George, F. W. Grimme, Hyacinth Holland, C. A. Honthumb, Joh. Janssen, Magnus Jocham, Max v. Klingowström, Albert Kuhn, Maria Lenzen, Wilhelm Molitor, Franz Graf Pocci, Emilie Ringeis, Andreas Rudel, H. A. Schaufert, F. L. Graf zu Stolberg, Anton de Waal, Joh. Weißbrodt, und Franz Witt mit Illustrationen aus der xylographischen Anstalt von R. Brend'amour & Co. in Düsseldorf, herausgegeben von **Franz Hülskamp.** 192 Seiten in gr. 8°. In Leinwand gebunden Preis 1 fl. 24 kr. — 24 Sgr. In Papierumschlag broschirt 1 fl. 10 kr. — 20 Sgr. (Der von B. Wörner herausgegebene I. Jahrgang des Hausschatzes ist ebenfalls noch zu haben und kostet in Leinwand gebunden 1 fl. 12 kr. — 21 Sgr. in Papierumschlag broschirt 1 fl. — 18 Sgr.

Der Görres-Verein in Cöln empfiehlt dieses Unternehmen aufs eindringlichste, indem er u. A. in Nr. 227 der Cölner Volksztg. sagt: „Als der „Deutsche Hausschatz" mit seinem ersten Jahrgang (1873) in die Erscheinung trat, begrüßten wir ihn als ein Unternehmen, das allen Anspruch auf Unterstützung habe, und empfahlen ihn unsern Gesinnungsgenossen nachdrücklichst. Was wir damals schrieben, scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein: der „Hausschatz" hat sich sofort Bahn gebrochen, und der zweite Jahrgang liegt heute vor. Derselbe übertrifft augenscheinlich seinen Vorgänger nicht nur an Umfang und Ausstattung, sondern auch an innerm Gehalt. Wissenschaft und Poesie, Darstellung aus der Heimath und der Fremde, aus der Vergangenheit und der Gegenwart, in gebundener und ungebundener Rede, wechseln mit einander ab. Es ist ein bunter Kranz von Dichtung und Wahrheit, alles in klarer ansprechender Form und durchdrungen von sittlicher Reinheit. Der Hausschatz darf in keiner gebildeten katholischen Familie fehlen."



